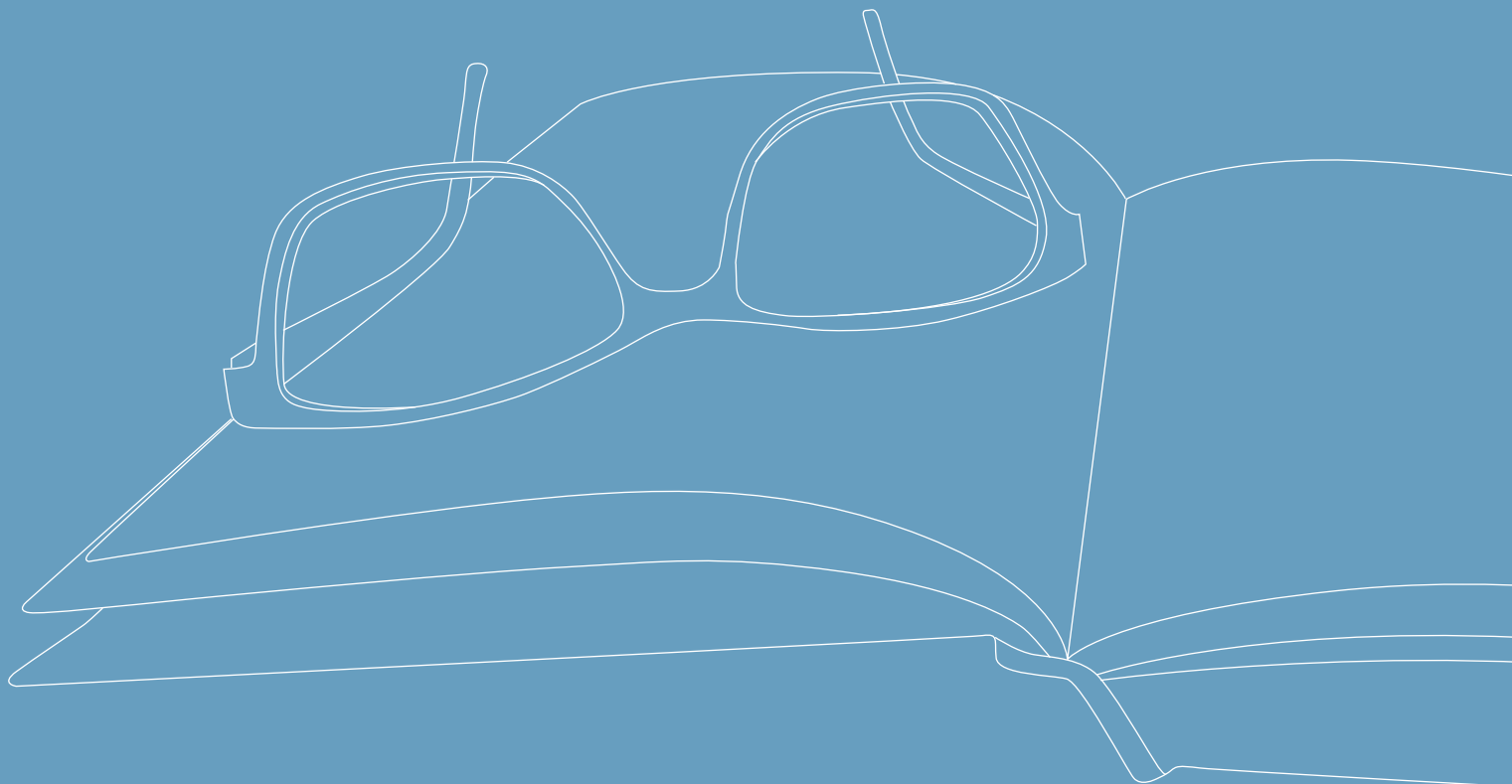


EULENFISCH Literatur



Bibel

- 5 Thomas Hieke / Konrad Huber (Hg.)
Bibel falsch verstanden
Bernhard Klinger
- 6 Paul Deselaers / Robert Verholt
Tod und Auferstehung
Annett Giercke-Ungermann
- 8 Jens Schröter
Jesus
Rita Müller-Fieberg
- 10 Stefan Alkier / Thomas Paulsen
Die Apokalypse des Johannes
Beate Kowalski

Kirche

- 13 Hubert Wolf
Der Unfehlbare
Joachim Schmiedl ISch
- 14 Thomas Schüller/Michael Seewald (Hg.)
Die Lehrkompetenz der Bischofskonferenz
Werner Löser SJ
- 16 Christiane Florin
Trotzdem!
Karl Vörckel
- 18 Friedrich Schorlemmer
Die schöne Kraft des Glockenseils
Rüdiger Kaldewey
- 20 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.)
Leben und Glauben gemeinsam gestalten
Agnes Wuckelt
- 22 Mattâ Al-Maskîn
Die Erfahrung Gottes im Leben des Gebets
Sr. Raphaela Brüggenhies OSB
- 24 Karl-Heinz Göttert
Weihnachten
Gustav Schmiz

Kunst / Literatur

- 27 Brigitte Maria Mayer
Wohnort Gottes
Holger Zaborowski
- 28 Michaela Geiger / Rainer Kessler / Johannes Taschner (Hg.)
Lieblingsbilder ... und das Bilderverbot?
Thomas Menges
- 31 Martin Ramb / Holger Zaborowski (Hg.)
Zeichnung und Verantwortung
Silke Lechtenböhmer

- 32 Georg Langenhorst
„In welchem Wort wird unser Heimweh wohnen?“
Rüdiger Kaldewey
- 34 Agnès Poirier
Notre Dame
Michael Hochschild
- 36 Annett Hilt / René Torkler / Anna Waczek (Hg.)
Erzählend philosophieren – ein Lehr- und Lesebuch
Clemens Hermann Wagner
- 38 Christian Heidrich
Hunde des Himmels
Clemens Hermann Wagner
- 40 Alina Pfeifer
Himmel trifft Erde
Lena C. Beuth
- 42 Patrick Roth
Gottesquartett
Rita Anna Tüpper
- 44 Stefanie de Velasco
Kein Teil der Welt
Johannes Lorenz
- 46 Peter Jentzmik
Der Blick aus dem Fenster
Markus Krienke
- 48 Uwe Birnstein
„Hallelujah“, Leonard Cohen!
Matthias Cameran

Philosophie / Ethik

- 51 Christiane Frey / Uwe Hebekus / David Martyn (Hg.)
Säkularisierung
Hartmut Sommer
- 54 Michael Kühnlein (Hg.)
konservativ?!
Gustav Schmiz
- 56 Michael Blume
Verschwörungsmythen
Detlef Schneider-Stengel
- 58 Peter Sloterdijk
Den Himmel zum Sprechen bringen
Manfred Gerwing
- 60 Hans Peter Duerr
Diesseits von Eden
Linus Hauser
- 62 François Jullien
Ressourcen des Christentums
Jochen Ring
- 64 Terry Eagleton
Opfer
Karl Heinz Lenz

- 66 Meister Eckhart
Die Reden zur Orientierung im Denken
Hans-Jürgen Müller
- 68 Roland Knillmann / Michael Reitemeyer (Hg.)
Menschliche Gesellschaft 4.0
Daniel Lomp
- 70 Ingo Reuter
Weltuntergänge
Johannes Lorenz
- 72 Nikil Mukerji / Adriano Mannino
Covid-19: Was in der Krise zählt
Karl Vörckel
- 74 Mehr Demokratie e.V. / BürgerBegehren Klimaschutz e.V. (Hg.)
Handbuch Klimaschutz
Georg Horntrich
- 76 Frauke Fischer / Hilke Oberhansberg
Was hat die Mücke je für uns getan?
Georg Horntrich
- 78 Die konvivialistische Internationale
Das zweite konvivialistische Manifest
Bruno Kern

Religionspädagogik

- 81 Ina ter Avest, u. a. (Hg.)
Facing the Unknown Future
Karl Vörckel
- 84 Christin Tellisch
Instrumente für eine inklusive Schulentwicklung
Thomas Holzbeck
- 86 Marcus Damm
„Gar nichts muss ich!“
Karl Vörckel
- 88 Arthur Thömmes
33 Ideen Digitale Medien Religion
Daniel Lomp
- 90 Philippe Wampfler
Digitales Schreiben
Thorsten Klug
- 92 Beate Großklaus / Matthias Imkampé
Oberstufe Religion
Hubertus Holschbach
- 94 Jasmin Groß / Doris Hohmann / Andreas Nicht
Stark in Religion 9/10
Sebastian Lindner
- 96 Mirjam Schambeck, u. a. (Hg.)
Auf dem Weg zu einer ökumenischen Religionsdidaktik
Thomas Franz

Theologie

- 99 Hermann Stinglhammer / Bernhard Kirchgessner (Hg.)
Einführung in das Christentum – für heute
Heribert Körlings
- 102 Christoph Böttigheimer
Die Reich-Gottes-Botschaft Jesu
Heribert Körlings
- 104 Peter Kliemann
Glauben ist menschlich
Heribert Löbbert
- 106 Michel de Certeau
Täglich aufbrechen zu den anderen ...
Gotthard Fuchs
- 108 Sibylle Lewitscharoff / Heiko Michael Hartmann
Warten auf
Christian Heidrich
- 110 Jürgen Moltmann
Auferstanden in das ewige Leben
Thorsten Paprotny
- 112 Notger Slenczka
Theologie der reformatorischen Bekenntnisschriften
Martin Hailer
- 114 Eugen Drewermann
An den Quellen des Lebens
Alexander Schüller

Andere Weltanschauungen

- 117 Andreas Renz
Gott und die Religionen
Gerd Neuhaus
- 119 Michael Stausberg
Die Heilsbringer
Johannes Lorenz
- 121 Meltem Kulaçatan / Harry Harun Behr (Hg.)
Migration, Religion, Gender und Bildung
Daniela Kalscheuer
- 124 Mouhanad Khorchide
Gottes falsche Anwälte
Detlef Schneider-Stengel
- 128 Walter Homolka
Der Jude Jesus
Ulrike-Rebekka Nieten
- 131 Martin Goodman
Die Geschichte des Judentums
Joachim Valentin
- 134 Almut-Barbara Renger
Buddhismus
Vlad Serikov

Bibel

falsch verstanden

Tod Auferstehung

Jesus

Apokalypse

Thomas Hieke / Konrad Huber (Hg.)

Bibel falsch verstanden

Hartnäckige Fehldeutungen biblischer Texte erklärt

Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk. 2. Auflage 2020

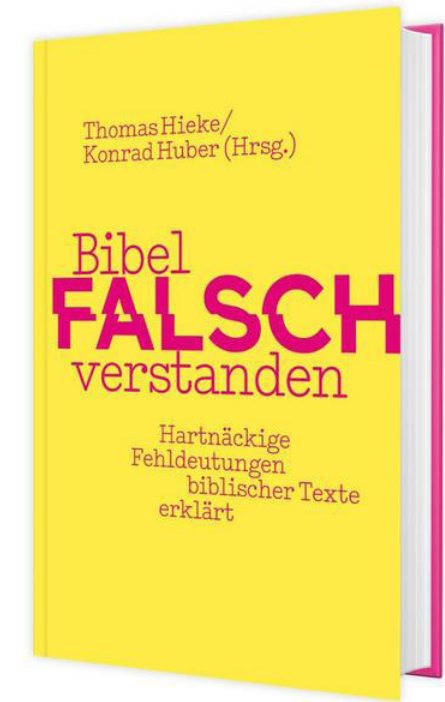
300 Seiten

22,95 €

ISBN 978-3-460-25527-2

In der Arbeit mit Studierenden, deren schulischer Religionsunterricht rein altersmäßig nicht allzu weit zurück liegt, ist der Rezensent mitunter sehr verwundert, wie lang die Halbwertszeit mancher bibeltheologischer und exegetischer Fehldeutungen ist. Oder anders formuliert: Der von Thomas Hieke und Konrad Huber herausgegebene und aus insgesamt 33 (...eine bewusst gewählte Zahl?) Beiträgen evangelischer und katholischer Exegetinnen und Exegeten bestehende Band ist letzten Endes ein Kaleidoskop dessen, was in den zurückliegenden Jahrzehnten kirchlich und exegetisch-theologisch gelehrt wurde und auch heute zum Teil noch zu lesen und zu hören ist und sich ins Gedächtnis tief eingegraben hat. Gleichzeitig zeigen die Beiträge indirekt auf, welche Folgen es zeitigt, wenn biblische Texte ohne weitere Reflexion als Steinbruch für theologische und lehramtliche Aussagen herhalten müssen.

Die Beiträge greifen klassische Topoi aus den Schöpfungstexten Gen 1-3 auf wie etwa den Herrschaftsauftrag, das Essen vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse und die dabei involvierte Schlange; mit Gen 19 und Gen 22 zwei verstörende Texte aus dem Abraham-Zyklus; sodann die Offenbarung des Gottesnamens (Ex 3), den Dekalog (Ex 20), die Talionsformel – das berühmt-berüchtigte „Auge um Auge“ (Ex 21), das Gebot der Nächstenliebe (Lev 19). Aus dem Neuen Testament sind es Passagen aus der Kindheitsgeschichte, die Frage nach dem Antisemitismus in den Evangelien, der Lieblingsjünger im Johannesevangelium, Maria Magdalena und Thomas, die ebenso in den Blick genommen werden wie Aspekte der Gemeindeordnung, Paulus und sein Verhältnis zu Frauen – um schlaglichtartig einige Texte und Themen zu erwähnen. Dauerbrenner gewissermaßen im Umgang mit biblischen Texten sind die



Frage nach den Gottesbildern, insbesondere wenn es auch um Emotionen, Gerechtigkeit und Gewalt geht, und die Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen und dem Verhältnis von Mann und Frau.

Die einzelnen Beiträge führen auf charmante und leicht zugängliche Weise dazu hin, dass biblische Texte weitaus mehr Nuancen und Stimmen entdecken lassen, als man vielleicht gemeinhin glaubt und als herumschwirrende Fehldeutungen vorgeben. Diese Vielschichtigkeit zu entdecken, ist nicht nur äußerst lohnenswert, sondern erscheint dem Rezensenten gerade in der aktuellen Zeit, die sich auf mehreren Ebenen mitunter mit der Komplexität der Welt schwertut, ein Gebot der Stunde zu sein. Interessant wäre in diesem Zusammenhang auch die Frage, weswegen sich manche Fehldeutungen so lange und hartnäckig halten. Doch diese Frage zu klären ist hier nicht der Ort.

Die Autorinnen und Autoren schreiben sprachlich und vom Umfang her äußerst gut lesbar, ja zum Teil geradezu unterhaltsam. Sie lassen ihre Beiträge mit dem thematisierten biblischen Text oder einem Bibeltext beginnen, an dem die thematische Auseinandersetzung sich aufzeigen lässt. Der prägnanten Erläuterung und Aufweitung der Fehldeutung folgen jeweils eine knappe Zusammenfassung sowie etwa eine Handvoll Lesehinweise. Ein Bibelstellenregister und ein Register antiker und außerbiblicher Quelltexte runden den Sammelband ab.

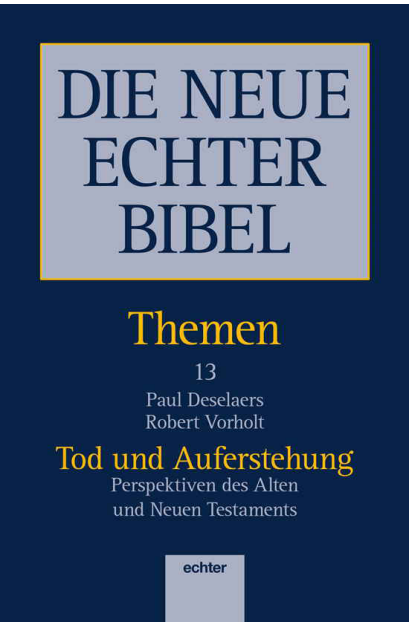
Die Tatsache, dass „Bibel falsch verstanden“ bereits in der 2. Auflage erschienen ist, belegt, dass schon eine ganze Reihe an Leserinnen und Lesern sich auf biblische Aha-Erlebnisse eingelassen haben und dieses Buch seinen Platz im Arbeitszimmer oder Bücherregal gefunden hat. Und das völlig zu Recht! Den beiden Herausgebern und ihren Autorinnen und Autoren kann man zu diesem gelungenen Sammelband nur gratulieren.

Bernhard Klinger

Paul Deselaers / Robert Verholt
Tod und Auferstehung
Die neue Echter Bibel – Themen

Würzburg: Echter Verlag. 2020
160 Seiten
17,90 €
ISBN 978-3-429-05535-6

Mit „Tod und Auferstehung. Perspektiven des Alten und Neuen Testaments“ nehmen sich Paul Deselaers, Alttestamentler, Priester und Spiritual, sowie Robert Verholt, Neutestamentler an der Universität Luzern, ein fundamentales und zentrales Themenfeld des christlichen Glaubens an. Der Aufbau des Buches ist – wie bei dieser Reihe üblich und gewohnt – dreigeteilt: Zuerst werden wesentliche Texte und Perspektiven aus dem Alten Testament und anschließend aus dem Neuen Testament vorgestellt und besprochen. In einem abschließenden „Dialog“ werden sodann alt- und neutestamentliche Perspektiven des Themenfeldes Tod und Auferstehung zusammengeführt und Brücken zwischen den beiden Teilen der christlichen Bibel herausgearbeitet. Es steht außer Frage, dass bei einem Umfang des Buches von gut 160 Seiten der Anspruch auf eine umfassende und detaillierte Darstellung der durchaus vielfältigen Perspektiven und komplexen Zusammenhänge biblischer Todes- und Auferstehungshoffnungen bzw. Auferstehungsvorstellungen notwendigerweise entfallen muss. Und so ist es das Anliegen, zentrale Auffassungen und Konzepte in einem überschaubaren Raum und in verständlicher Form zu präsentieren. Um es vorwegzunehmen, dies gelingt den beiden Autoren in sehr überzeugender Weise.



Bereits in der Einleitung zum alttestamentlichen Teil (11-12) zeigt sich die Herausforderung, vor denen Paul Deselaers stand, denn „[I]m Alten Testament gibt es nicht das Gesicht des Todes. Er hat viele Gesichter“ (11). Dieser gleichzeitigen Vielfältigkeit und der Tatsache, dass wir nicht unbedingt eine lineare Entwicklung der Todesvorstellungen und Jenseitshoffnungen im ersten Teil der christlichen Bibel ausmachen können, galt es sich zu stellen. Und so werden zunächst ausgewählte Aspekte alttestamentlicher Todesvorstellungen und Jenseitshoffnungen in systematischer Form beschrieben: angefangen mit dem Verhältnis von JHWH und den Toten, dem Ideal, alt und satt zu sterben, über das erhoffte Ziel, zu den Vätern oder dem Scheol zu kommen, bis zum Tod durch Mord und Todesstrafen sowie der Selbsttötung. In einem weiteren Schritt werden sodann einzelne Fragen und Positionierungen zum Leben und Tod in den Schriften Ijob, dem Buch der Sprichwörter, Kohelet und Jesus Sirach in zusammenfassender Form präsentiert. Gerade hier zeigt sich regelrecht ein Ringen der biblischen Autoren um Auseinandersetzungen und Bewältigungsstrategien mit Blick auf die Endlichkeit des menschlichen Lebens.

Enden die Ausführungen von Paul Deselaers mit einem Abriss zu zentralen alttestamentlichen Auferstehungshoffnungen und Auferstehungsverheißungen, eröffnet Robert Verholt seine Einleitung zum neutestamentlichen Abschnitt mit der befreienden Botschaft der Auferstehung Jesu als „entscheidend[s] Schlüsselphänomen“ (73), welche dann auch die Ausführungen des gesamten Teils durchzieht und bestimmt. Ausgehend von den Evangelien und der darin beschriebenen Auferstehungsbotschaft Jesu, die eng mit der zukünftigen Vollendung der Herrschaft Gottes verbunden und bereits im Hier und Jetzt für die Gläubigen angebrochen ist, wird in einem zweiten Schritt auf die Auferweckung Jesu fokussiert. Dabei zeigt sich, wie vielfältig – sowohl in literarischer, theologischer als auch verkündender Form – Deutung und Erschließung des österlichen Geschehens in der neutestamentlichen Briefliteratur und der Apostelgeschichte erfolgen. Der neutestamentliche Teil schließt mit Ausführungen zu wesentlichen Aspekten der Begegnungserzählungen mit dem Auferweckten Kyrios Jesu, wie wir sie in den Evangelien finden.

Der dritte Teil des durchaus anregenden Buches ist dem Dialog zwischen den Autoren des alttestamentlichen und neutestamentlichen Teils gewidmet. Dabei wird deutlich: „Das Christusgeschehen entspricht [...] dem Handeln Gottes in der Geschichte Israels“ (147) – und ich würde hier gerne ergänzen wollen – und umgekehrt.

Abschließend sei, in Anerkennung des Geleisteten zu einem sehr anspruchsvollen und facettenreichen Gesamtwerk, zu sagen, dass es den beiden Autoren sehr gut gelingt, ihre Darstellungen verständlich und in kompakter Form zu präsentieren, ohne sich dabei in Details wissenschaftlicher Diskussionen und Fragestellungen zu verlieren.

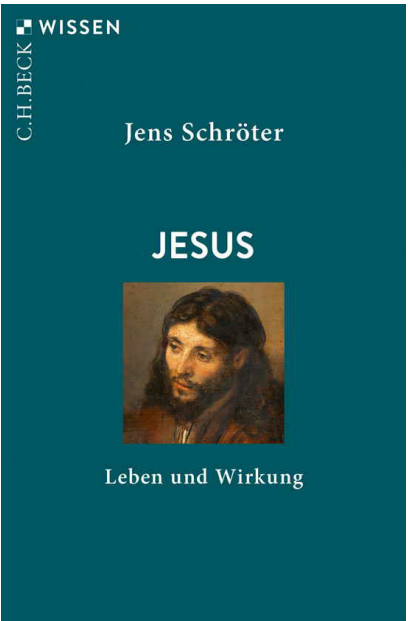
Annett Giercke-Ungermann

Jens Schröter
Jesus
Leben und Wirkung
C.H. Beck Wissen

München: C.H. Beck Verlag. 2020
128 Seiten m. s-w Abb.
9,95 €
ISBN 978-3-406-75601-6

Unvergleichliche Faszination, Inspiration und Irritation seit zweitausend Jahren: Mit diesen Begriffen umreißt Jens Schröter, Professor für Neues Testament und antike christliche Apokryphen an der Humboldt-Universität Berlin, die immense Wirkung Jesu von Nazareth. Angesichts dieser Wirkungsgeschichte, aber auch der unzählbaren vorhandenen Jesus-Bücher ist es eine Kunst für sich, so knapp, präzise und in verständlicher Sprache über das historisch Gesicherte zum Leben Jesu zu informieren. Der Autor legt dabei vorab wohltuend die Selektivität und Perspektivität einer jeglichen historischen Darstellung offen. Dazu gehört Transparenz hinsichtlich seiner eigenen Verortung als (west)europäischer Wissenschaftler zu Beginn des 21. Jahrhunderts, der auf der Grundlage historisch-kritischer Jesusforschung und archäologischer Erkenntnisse die Frage nach dem Wirken und Lehren Jesu mit dem Werden des christlichen Glaubens verbindet (vgl. den Untertitel „Leben und Wirkung“).

So wendet sich Schröter nach einem kurzen Einblick in Stationen und Fragen der Leben-Jesu-Forschung (Kap. 1) zunächst der Darstellung der Quellenlage zu (Kap. 2). Über die Binnenperspektive der wichtigsten christlichen (kanonischen und außerkanonischen) Schriften sowie die Jesus-Erwähnungen der geläufigen jüdischen und griechisch-römischen Texte hinaus bezieht er dabei „indirekte Zeugnisse“ mit ein: zum einen weitere Schriften, die (ohne den Namen Jesu zu nennen) das Judentum zur Zeit Jesu beschreiben, zum anderen archäologische, epigraphische und numismatische Funde, die gerade in den letzten Jahrzehnten zu neuen Einsichten in die Lebenswelt Jesu geführt haben. Folgerichtig skizziert der Autor in Kap. 3 noch vor der eigentlichen Annäherung an die Person Jesu die geschichtlichen



Konturen seiner Umwelt (Grundzüge des zeitgenössischen Judentums sowie geographische, sozioökonomische und politische Grunddaten) – oft schon mit Blick auf neuralgische Punkte in Bezug auf das Wirken Jesu. Er zeichnet dabei Galiläa – anders als man es oft in älteren Darstellungen liest – als eine jüdisch geprägte Region ohne römische Truppen und ohne Aufstände; die sich vergrößernden sozialen Unterschiede seien allerdings durchaus ein Anknüpfungspunkt für die Basileia-Botschaft Jesu gewesen.

Genau diese zentrale Botschaft Jesu von der hereinbrechenden Herrschaft Gottes steht nach einer kurzen Verhältnisbestimmung zu Johannes dem Täufer im Mittelpunkt des 4. Kapitels. Ausführlich beschreibt Schröter vor dem Hintergrund traditioneller Vorstellungen die besondere Akzentuierung Jesu in der Dynamik von Anbruch in der Gegenwart und noch ausstehender Vollendung des Gottesreiches. Dass Jesus sich selbst beauftragt sieht, diese Gottesherrschaft in Israel aufzurichten, illustriert der Autor anhand verschiedener Gleichnisse und „Machttaten“, bei denen Jesus in der Autorität Gottes eine umfassende Rettung des Menschen erwirkt. Die Positionierung Jesu im zeitgenössischen Diskurs um die Auslegung der Tora sei im Horizont seiner Basileia-Botschaft zu sehen (vgl. z.B. die Antithesen der Bergpredigt oder den Umgang mit dem Sabbatgebot).

In Kap. 5 betont Schröter die Israelbezogenheit des jesuanischen Wirkens, wie sie sich sowohl in der Konstitution des Zwölferkreises als auch im radikalen Ethos seiner Nachfolger und in seinem Auftreten in Jerusalem zeigt. Sehr differenziert erfolgt in diesem Kontext anhand der sogenannten „Hoheitstitel“ die Abwägung, mit welchem Selbstverständnis Jesus gehandelt hat und welche Deutungen an ihn herangetragen wurden. Passion und Tod Jesu (Kap. 6) werden in Kontinuität zu seinem Wirken einerseits und in Wahrnehmung der den Evangelisten eigenen Deutung mit der „Osterbrille“ andererseits beschrieben. Der abschließende Ausblick auf die Entstehung des Christentums betont die Brückenfunktion der Ostervisionen, die Jesus in einer neuen Weise sehen lehrten, und führt wichtige (u.a. ethische) Impulse des irdischen Wirkens Jesu für die weitere Ausprägung des Christentums an.

Wer mit der historisch-kritischen Jesusforschung vertraut ist, wird in diesem kleinen Buch nur wenig Neues finden und an einzelnen Stellen vielleicht auch zu einer anderen Bewertung kommen. Doch stellt Schröters Buch, abgerundet durch Abbildungen, Karten sowie ein hilfreiches Personen- und Sachregister, eine hervorragende Einstiegsinformation dar.

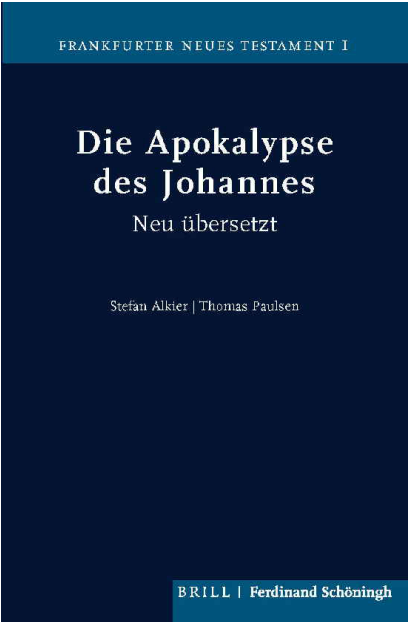
Rita Müller-Fieberg

Stefan Alkier / Thomas Paulsen
Die Apokalypse des Johannes
Neu übersetzt
Frankfurter Neues Testament Bd. 1

Paderborn: Brill / Ferdinand Schöningh Verlag. 2020
137 Seiten
39,90 €
ISBN 978-3-506-70281-4

Der erste Band innerhalb des Projekts „Frankfurter Neues Testament“ (FNT) ist erschienen. Der Neutestamentler Stefan Alkier und der Altphilologe Thomas Paulsen (beide lehren an der Goethe-Universität Frankfurt am Main) leiten das Übersetzungsprojekt und haben sich zum Ziel gesetzt, bis 2025 alle Schriften des NT neu zu übersetzen und mit Kurzkommentierungen zu zentralen Fragestellungen zu ergänzen. Dabei beginnen sie mit der letzten Schrift des NT, der Offenbarung an Johannes.

Wenn eine neue Übersetzung angefertigt wird, stellt sich die Frage nach den übersetzungstheoretischen Leitlinien, die die Autoren in einem einleitenden Essay diskutieren. Das FNT beansprucht, die erste deutsche Übersetzung zu sein, die sich konsequent am griechischen Urtext orientiert. Zu seinen philologischen Leitlinien gehört es, keine Rücksicht auf kirchliche Traditionen und ideologische Vorentscheidungen zu nehmen sowie alle Schriften nach denselben Leitlinien zu übersetzen. Die Autoren folgen damit dem übersetzungstheoretischen Leitsatz von Wolfgang Schadewaldt: „So wörtlich wie möglich, so frei wie nötig.“ Diesen beziehen sie auf die Semantik und Syntax, d.h. die Wortstellung des griechischen Originals wird nach Möglichkeit beibehalten. Des Weiteren will die Übersetzung vollständig sein und nichts hinzufügen; die ursprünglichen Vorstellungen des Autors werden in seiner Reinheit und Eigenart bewahrt und die Abfolge der Vorstellungen beibehalten. Grammatische Irregularitäten im Griechischen des Johannes werden als bewusste Gestaltung angesehen (z.B. schlägt sich in Offb 6,8 das Entsetzen des Johannes in einem Grammatikfehler nieder) und nicht als Ausdruck einer mangelnden Beherrschung der Sprache. Alkier/Paulsen



zeigen an Beispielen, dass ihre Übersetzung auch Fehler korrigiert. 1. In Offb 6,8 bezeichnet *χλωρός* eine ungesunde Farbe; *ὁ καθήμενος* müsste als Partizip übersetzt werden („der Sitzende“). 2. *μετανόησον* in Offb 2,16; 3,3.19 ist kein Bußaufruf, sondern eine Aufforderung zum Umdenken.

Die Übersetzung der Offb wird in zwei Versionen präsentiert: Die Lesefassung verzichtet – wie in den griechischen Handschriften – auf Kapitel- und Verseinteilung, die Studienfassung fügt diese zur Orientierung bei, verzichtet aber weiterhin auf Überschriften. Beide Versionen ermöglichen ein Studium des Ganztextes; diese erfrischende Lektürewise steht in Kontrast zum kirchlichen, schulischen und exegetischen Verfahren, Bibeltexte zu sezieren und abschnittsweise zu lesen, die dazu führt, die Dramatik und Logik des Makrotextes schlechter (oder gar nicht) zu erkennen.

Ein Epilog mit ausgewählten philologischen, literaturwissenschaftlichen und theologischen Beobachtungen zur Intertextualität und zu den Götternamen (Apollon, Artemis, Asteria) in der Offb schließt sich den beiden Übersetzungspräsentationen an und führt in die Komplexität der Offb ein. Die Konsequenzen der Neuübersetzung für die theologische Interpretation werden hier skizziert. Die Autoren gehen davon aus, dass Johannes ein hochgebildeter kleinasiatischer Autor war, dessen intertextuelle Anspielungen (mit Pro- und Analepsen) sich auf kosmologisches, theologisches und mythologisches Wissen beziehen. Dies wird an der Transformation der Dreizeitenformel in der Offb aufgezeigt. Die Theologie des Johannes wird als kühn und interkulturell eingeschätzt, die Kompositionsgestalt ist zudem durch Leserinstruktionen geprägt. Ein abschließendes Glossar listet wichtige Begriffe der Offb auf (besonders betont werden *ἀρνίον* [Böcklein], *διάβολος* [Zerwerfer], *ἐκκλησία* [Versammlung], *μετανοεῖν* [umdenken]); es ist zudem Grundlage für die Übersetzung der weiteren neutestamentlichen Schriften, die möglichst konkordant sein sollte.

Die Neuübersetzung des NT in der Reihe FNT ist trotz ihrer Treue zum Originaltext gut und flüssig lesbar und stellt damit zum Münchener Neuen Testament, das das Griechische bis in den deutschen Satzbau hinein nachahmt und Partizipien nicht in Nebensätze auflöst, eine gute Ergänzung dar. Vielleicht wäre es auf der Linie der Übersetzungsprinzipien, die letzte Schrift des NT als Offenbarung Jesu Christi an Johannes zu benennen. Die Übersetzung ist bestens dazu geeignet, laut vorgelesen zu werden, wie es Peter Schröder von Schauspielhaus in Frankfurt bewiesen hat (<https://www.youtube.com/watch?v=tMtQbSoL76A>). Die Nutzung dieser Übersetzung in Liturgie, Schule und Wissenschaft ermöglicht ein aufmerksames Hinhören bzw. Lesen; zudem fördert die Textpräsentation die Lektüre der Gesamtschrift und damit das Erkennen von Kompositionslinien. Der Epilog beinhaltet zudem gute Hinweise für weitere Forschungsprojekte.

Der erste Band in der Reihe FNT ist vielversprechend und macht neugierig auf die weiteren Übersetzungsbände.

Beate Kowalski

Meditationen

in Zeiten der
Corona-Pandemie

Freiheit

Johannes Paul II.

Lebensbilder

Selbstverortung

Christenverfolgung

Kirche

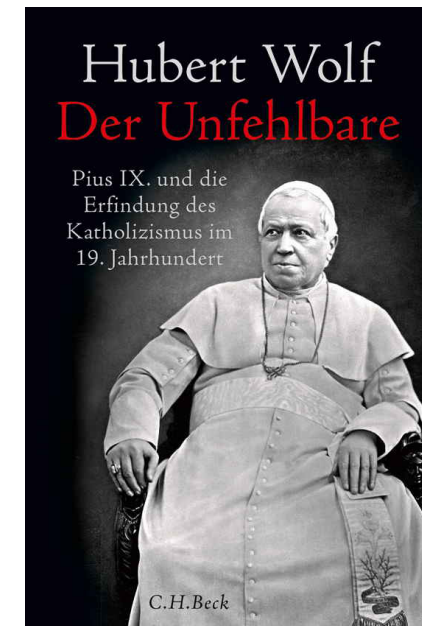
Gender

Hubert Wolf
Der Unfehlbare
Pius IX. und die Erfindung des
Katholizismus im 19. Jahrhundert
Biografie

München: C.H. Beck Verlag. 2. Auflage 2020
431 Seiten m. s-w Abb.
28,00 €
ISBN 978-3-406-75575-0

Wenn ein historisch-theologisches Sachbuch nach wenigen Monaten bereits in der zweiten Auflage vorliegt, sind mehrere Gründe dafür möglich. Es mag die mediale Präsenz des Papsttums auch in einer postmodernen Gesellschaft sein. Der provozierende Titel „Der Unfehlbare“ mag ebenso ein Kaufanreiz sein wie die Person des Autors, der für einen packenden Schreibstil und skandalumwitterte Enthüllungen aus den kirchlichen Archiven bekannt ist. Wer den neuen „Wolf“ zur Hand nimmt, wird in diesen Hinsichten nicht enttäuscht.

Hubert Wolf will darlegen, dass es seit dem Ende des 18. Jahrhunderts – konkret seit der Französischen Revolution und ihren Folgen – nicht nur zu einer Neuordnung der Kirchenorganisation kam, sondern sich auch die Begründung des Katholizismus veränderte. Unter kreativer Verarbeitung vieler eigener Studien weist Wolf nach, dass im 19. Jahrhundert unter falscher Berufung auf das Konzil von Trient kirchliche Traditionen neu erfunden wurden. Wolf nennt vor allem das Seminar als Ort der Priesterausbildung (gegen die Universitäten), das Bischofsbild des „Guten Hirten“ und die so genannte „tridentinische“ Messe. In diese politischen und theologischen Entwicklungen ordnet Wolf das Leben von Giovanni Maria Mastai Ferretti ein, der sich nach einigen Umwegen und nur oberflächlichen theologischen Studien zum Priester weihen ließ und aufgrund guter Beziehungen bereits mit 35 Jahren zum Bischof ernannt wurde, zunächst zum Erzbischof von Spoleto, dann zum Bischof von Imola und Kardinal.



54 Jahre war Mastai Ferretti, als er zum Nachfolger des reaktionären Gregors XVI. gewählt wurde. Dass er zunächst als Liberaler galt, ist für Wolf die „Geschichte eines Missverständnisses“ (153). Seine eigene Marienfrömmigkeit materialisierte Pius IX. in der 1854 durchgeführten Definition des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Marias, einer theologisch umstrittenen, nicht biblisch begründbaren Lehre. Aus der Tradition aber ließ sich das Dogma erschließen. Zehn Jahre später führten die Enzyklika „Quanta cura“ und der angehängte „Syllabus errorum“ sowie die zeitgleich erfolgenden Verurteilungen „liberaler“ Theologen und Philosophen das „ordentliche Lehramt“ als neuen Bezugspunkt für päpstliche Entscheidungen ein. Das Erste Vatikanische Konzil schließlich zementierte die Position des Papstes durch die Definitionen seiner Unfehlbarkeit in Glaubens- und Sittenfragen sowie seines Jurisdiktionsprimats. Dass die Bischöfe damit zu „Oberministranten“ des Papstes wurden, ist eine überspitzende, doch nicht von der Hand zu weisende Kennzeichnung. Dass sich seit Pius IX. die Form der Papstherrschaft veränderte, was sich auch in den Berichten über seine faszinierende Persönlichkeit zeigte, ist Inhalt des Schlusskapitels, in dem Wolf ausführlich auf die Schwierigkeiten des Seligsprechungsverfahrens eingeht.

Thomas Schüller/Michael Seewald (Hg.)
Die Lehrkompetenz der Bischofskonferenz
Dogmatische und kirchenrechtliche Perspektiven

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag, 2020
236 Seiten
29,95 €
ISBN 978-3-7917-3140-7

Wolfs Biographie von Pius IX. geht bewusst nicht auf alle Details seines Lebens ein. Er konzentriert sich auf einige Schlüsselereignisse und ordnet sie in seine zu diskutierende These von der „Neuerfindung des Katholizismus“ im 19. Jahrhundert ein. Welche Rolle dabei enge Berater spielten, wie der zwielichtige Jesuit Joseph Kleutgen oder Kardinalstaatssekretär Antonelli, weist auf die bis heute zentrale Rolle der Kurienbehörden hin. Die Auswirkungen des Pontifikats Pius’ IX. auf die heutige Ekklesiologie sind deshalb nicht nur Gegenstand kirchenhistorischer Forschung, sondern stellen auch massive Anfragen an die Systematische Theologie.

Auch bei diesem Buch zeigt sich aber ein zunehmend häufiger zu beobachtendes Problem. Um die Lesbarkeit zu erhöhen und den Lesefluss nicht abzulenken, werden die Anmerkungen in den Anhang verbannt. Bei 60 Seiten Anmerkungen wird damit die akribische Quellen- und Literaturarbeit des Verfassers fast wertlos.

Joachim Schmiedl

Die katholische Kirche steht in unserem Land und in dieser Zeit vor großen Herausforderungen. Viele Menschen haben sich innerlich von ihr distanziert oder sind sogar aus ihr ausgetreten. Um dieser Situation zu begegnen und für sie die Wege in eine bessere Zukunft zu bahnen, wurde 2019 durch die Deutsche Bischofskonferenz und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken vereinbart, einen „Synodalen Weg“ zu gehen. Die Mitglieder der Bischofskonferenz einerseits und der verschiedensten kirchlichen Organisationen und Gruppierungen andererseits gestalten diesen Prozess gemeinsam und suchen miteinander nach Lösungen für die unterschiedlichen Problemfelder. Dabei ist auch angezielt, dass schließlich Entscheidungen gefällt werden, die alle, die es betrifft, binden. Im Blick auf diese Situation stellt sich die Frage nach der Verbindlichkeit dieser Übereinkünfte und nach der theologischen und rechtlichen Kompetenz derer, die sie fällen: Wie weit reicht die Zuständigkeit der einzelnen Bischöfe, der Bischofskonferenz im Ganzen, der Männer und Frauen, die die Laiengemeinschaften repräsentieren?



Die Antwort auf diese Fragen ergibt sich nur zum Teil daraus, dass der Synodale Weg zu einer Zeit betreten wurde, in der demokratische Spielregeln weitgehend selbstverständlich sind. Im Rahmen der katholischen Kirche gilt es, die theologisch und kanonistisch konturierten Kontexte, die sich aus dem Miteinander ihrer weltkirchlichen und ihrer ortskirchlichen Dimensionen ergeben, in die Dialogkonzepte einzubeziehen. Nun zeigt sich beim genaueren Hinschauen auf die konziliaren und kanonistischen Regeltexte, dass die Stellung der in einem Land oder einer Region jeweils tätigen Bischofskonferenz nicht befriedigend klar umrissen dargelegt erscheint. Welche Bedeutung hat bei Entscheidungen, die sie fällt, die Einstimmigkeit? Bedürfen sie, auch wenn sie im nur lokalen oder regionalen Rahmen zustande gekommen sind, der Billigung seitens der kirchlichen Zentrale, also Roms? Die Tendenz, die in den Texten dieses Buches dominiert, zielt auf eine Stärkung der Kompetenz der Bischofskonferenzen; denn nur so können die Entwicklungen, die in einer Region oder in einem Land anstehen, rechtzeitig und wirksam angestoßen und schließlich umgesetzt werden.

Der vorliegende Band enthält Texte von Dogmatikerinnen und Dogmatikern sowie Kanonistinnen und Kanonisten, die im Mai 2019 auf einer gemeinsamen Tagung des „Instituts für Kanonisches Recht“ und des „Seminars für Dogmatik und Dogmengeschichte“ in Münster vorgetragen wurden. Sie thematisieren in gründlicher und recht anspruchsvoller Weise theologische, rechtliche und spirituelle Aspekte des Einsatzes für einen lebendigen Weg in die Zukunft unserer katholischen Kirche. Auf zwei besonders eindrucksvolle Beiträge sei eigens hingewiesen: Der Essener Bischof Franz-Josef Overbeck hat sich im Blick auf den Synodalen Weg zu den spirituellen Dimensionen, die ihn tragen sollten, geäußert: „Perspektiven für die künftige Arbeit der Bischofskonferenz“ (179-188). Und Thomas Sternberg hat an die inzwischen vielgestaltigen Formen der Beteiligung von Laien an kirchlichen Entscheidungsprozessen erinnert: „Schritte auf dem Synodalen Weg“ (191-215). Was in den übrigen Beiträgen zu dem vorliegenden Band zu lesen ist, kann die Bemühungen des Synodalen Wegs mit den weiteren Kontexten des Lebens der Kirche in guter Weise vernetzen.

Werner Löser SJ

Christiane Florin
Trotzdem!
Wie ich versuche, katholisch zu bleiben

München: Kösel Verlag. 2020
176 Seiten
20,00 €
ISBN: 978-3-466-37255-3

Christiane Florin, Jahrgang 1968, arbeitet beim Deutschlandfunk in der Redaktion Religion und Gesellschaft. Die kritische Beobachterin der katholischen Kirche hat 2019 den Maria-Grönefeld-Preis bekommen.

Als Schlüsselszene schildert sie die Pressekonferenz zur Vorstellung der Studie über die Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche am 25. September 2018. Sie darf die letzte Frage stellen und will wissen, ob einer der Bischöfe wegen der Schuld, die er auf sich geladen hat, auf den Gedanken gekommen sei, die Verantwortung des Amtes nicht mehr tragen zu können. Nach einem Blickwechsel mit Bischof Ackermann antwortet Kardinal Marx knapp: „Nein.“ „Tagesthemen“ und „Frontal“ hängen ihre Reportage an dieser Szene auf, Oliver Welke wird sie in der „heute-Show“ mit einer Anspielung auf Ketzerverfolgungen vergangener Zeiten zeigen. Während bei einem Wirtschaftsführer oder Politiker, in dessen Verantwortungsbereich Verbrechen dieses Ausmaßes geschehen sind, selbstverständlich die Frage nach dem Rücktritt im Raum stünde, gilt im Umgang mit Klerikern eine No-blaming-Strategie. In den Augen von Christiane Florin sind alle, die das Spiel mitspielen, mitverantwortlich, Geduld reimt sich auf Schuld.

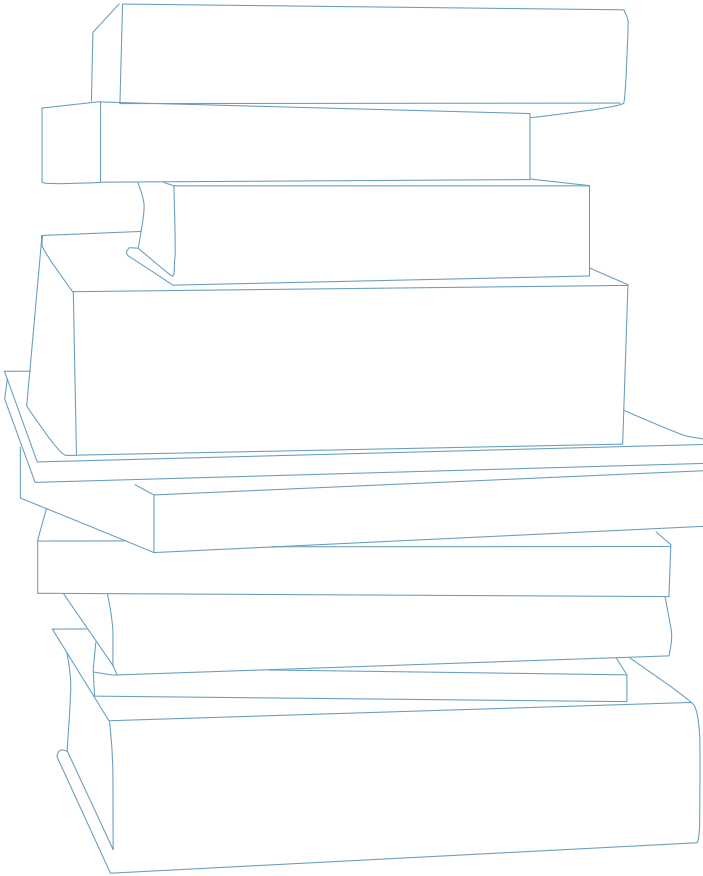


Analytisches Zentrum der Streitschrift ist eine Auseinandersetzung mit dem Begriff der Macht. Diese beruht auf asymmetrischen Beziehungen und glänzt durch Abwesenheit. Benedikt XVI – der gerade das Amt erlangt hatte, das ihm ermöglicht, weltweit Menschen einzustellen oder zu feuern, zu fördern oder zu drangsalieren – sprach von sich als bescheidenem Arbeiter im Weinberg des Herrn. Florin spricht von Bescheidenheitsbrutalität. Die Asymmetrie wird in der Kirche erzeugt durch die Weihe, die das Charisma Jesu Christi rituell verstetigt. Die Taufe macht Schafe, die Weihe macht Hirten. Herrschaft als verstetigte Macht, so die Terminologie Max Webers, hat aber in der Kirche nicht allein charismatische, sondern auch bürokratische und traditionale Züge. Und sie ist traditionell sexualisiert: Frauen sind ausgeschlossen; das Ideal der Keuschheit wird beschworen. Mit fadenscheinigen biblischen Begründungen, die selbst die päpstliche Bibelkommission in Zweifel zieht, wird ein klerikales System gerechtfertigt, das bei Licht besehen nicht so weit in die Vergangenheit zurückreicht, sondern sich erst im 19. Jahrhundert in der heutigen Form herausbildet.

Weil über Macht nicht gesprochen wird, weil ja alle nur Diener sind, nimmt die Debatte seltsame Formen an. Wo es keinen Streit geben darf, fehlen Fairnessregeln. „Alles Gute kommt von oben, alles Schlechte kommt von draußen.“ Wer sich auf diese Gesprächsbasis nicht einlassen will, bekommt zu hören: Na dann geh doch! Die Bessergläuber sehnen das Ende der Volkskirche regelrecht herbei, denn in einer Kirche, die zur Sekte wird, kann sich der Autoritarismus widerstandslos entfalten. Florin stellt dem die Forderung entgegen: Wir alle zusammen sind Kirche dann, wenn wir als Souverän gewürdigt und nicht als Sünder gedeckelt werden. Zeichen der Hoffnung ist, dass auf dem synodalen Weg über Macht wenigstens geredet wird, wenn auch nur in Form einer Unterschiedsverkleinerungsabsichtsbe-kundung.

Die Verfasserin erwartet keine baldige Veränderung der katholischen Kirche. Zu groß schätzt sie die diffusen Ängste vor (weiblicher) Sexualität, Veränderung und Machtverlust ein. Warum sie trotzdem der Kirche nicht den Rücken kehrt, sagt sie so: „Ich bleibe zornig und nehme es sportlich. Ich suche die Konfrontation, die Analyse, die Schärfe.“ Wenn sie die Hirten nicht ändern kann, will sie sie wenigstens ärgern. Diesem Vorsatz wird das vorliegende Buch gerecht. Religionslehrkräfte werden es als Quelle pointierter und provokanter Texte nutzen können, die für den Unterricht der Oberstufe geeignet sind. Der Erkenntnisgewinn liegt in der Perspektive einer Politologin und das Lesevergnügen in den zupackenden Formulierungen – gerade auch dann, wenn man nicht in allem konform geht.

Karl Vörckel



Friedrich Schorlemmer
Die schöne Kraft des Glockenseils
Gespräche mit Hans-Dieter Schütt

Stuttgart: Radius Verlag, 2020
183 Seiten
16,00 €
ISBN 978-3-871738536-3

Friedrich Schorlemmer, geboren 1944, ist evangelischer Theologe, Schriftsteller, vielfach engagierter Bürgerrechtler und gehörte zu den prominentesten Protagonisten der Opposition, die in der DDR die Wende von 1989 herbeigeführt haben. Der Erziehung in einem evangelischen Pfarrhaus verdankt er seine christliche Prägung, die ihn in Widerspruch zur atheistischen Staatsdoktrin der DDR brachte. Er studierte Theologie, war Studentenpfarrer in Wittenberg, lehrte als Dozent am Evangelischen Predigerseminar und war Prediger an der Schlosskirche in Wittenberg. Sein politisches Engagement zeigt er als Mitglied der Friedens-, Menschenrechts- und Umweltbewegung und wurde über die Grenzen der DDR hinaus bekannt durch seine Aktion „Schwerter zu Pflugscharen“, bei der er anlässlich des Kirchentages 1983 symbolisch ein Schwert zu einer Pflugschar umschmieden ließ. Das sind einige wenige Stationen aus dem bewegten Leben der öffentlichen Person Friedrich Schorlemmers.

In dem vorliegenden Buch geht es um die innere Biografie, um ein geistig-spirituelleres Porträt des vielseitig engagierten Kirchenmannes und Politikers. In dem Journalisten Hans-Dieter Schütt, einem der wortmächtigsten Intellektuellen der ehemaligen DDR, findet Schorlemmer einen geistesverwandten Gesprächspartner, dessen politische Herkunft zwar eine andere ist, der sich aber religiösen Fragen geöffnet hat und deshalb kompetent und sensibel ein solches Gespräch, das Weltanschauliches thematisiert und Persönlichstes offenlegt, zu führen versteht. Schon der Eingangssatz lässt die Wertschätzung und Sympathie, die sich die beiden Gesprächspartner entgegenbringen, deutlich werden. Und so wird das Vorwort des Sozialisten Schütt zu einer Laudatio auf die Persönlichkeit des Christen Schorlemmer, in der zahlreiche, nicht widerspruchsfreie Wesens-



züge in ein lebensbejahendes Glaubensvertrauen münden. Einerseits ist Schorlemmer ein konservativer Mensch, den das väterliche Pfarrhaus und die ländliche Umgebung seiner märkischen Heimat geprägt haben und für den die Rituale, das tägliche Gebet, das Kirchenlied, das Läuten der Glocken, überhaupt die literarisch-musikalische Kultur des evangelischen Pfarrhauses lebensbestimmend sind. Andererseits ist er ein progressiver Linker: Kritiker der Fortschrittsmoderne, des schrankenlosen wirtschaftlichen Wettbewerbs, des gesellschaftlichen Sozialdarwinismus, des verschwenderischen Konsumverhaltens und der Globalisierung. Schorlemmer ist eine öffentliche Person, die über die Macht des Wortes verfügt und ihren Einfluss in zahlreichen Gremien und Organisationen geltend macht. Dennoch ist er ein nachdenklicher und dem Nächsten zugewandter Mensch, der Freude empfindet an den alltäglichen Dingen, an Gesprächen mit den Nachbarn, an Radtouren, an der Musik und an der Kunst. Sein Ideal: „Eine Kultur glücklicher, lebendiger, vielfältiger, kinderfreundlicher, enkelverträglicher, glücklichvoll erfahrener Bescheidenheit.“ (47)

Und seine Theologie? Theologie ist für ihn die „Kunst menschnahen Verstehens historischer Texte“. In den einschlägigen Passagen zeigt sich der geübte Prediger, dem Wortspiele, Metaphern, Paradoxa und Stabreime mühelos und merkfähig aus der Feder zu fließen scheinen. Und das Ganze vor dem Hintergrund eines unglaublichen Vorrats an Bibelversen, Liedstrophen und Gedichten, die seine Sentenzen bekräftigen und anschaulich machen. Allerdings hat solche Beredsamkeit auch ihre Kehrseite. Schütt: „Menschen quälen sich mit existentiellen Fragen – Sie jedoch, bibelfest, wissen längst die Antworten. Machen jedenfalls den Eindruck.“ (138)

Zahlreich sind die Themen, die die beiden Gesprächspartner abhandeln: Gott, Jesus, Glaube, Bibel, Kirche, Theologie, Poesie, Musik, Politik, Glück, Ewigkeit, Sterben, Tod u. v. a. m. Zahlreich sind auch die Leserkreise, denen dieses Buch zu empfehlen ist. Sicher sind dies die „Follower“ Schorlemmers, aber auch alle Leser, die an religiösen und existentiellen Fragen interessiert sind und nach zeitgerechten Antworten in verständlicher Sprache suchen.

Rüdiger Kaldewey

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.)
Leben und Glauben gemeinsam gestalten
Kirchliche Pastoral im Zusammenwirken von
Menschen mit und ohne Behinderungen
Arbeitshilfe Nr. 308

Bonn: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. 2019

142 Seiten m. farb. Abb.

1,70 €

<https://www.dbk-shop.de/de/leben-glauben-gemeinsam-gestalten-kirchliche-pastoral-zusammenwirken-menschen-ohne-behinderungen.html>

„Inklusive Kirche‘ ist keine bloße Idee, sondern längst im Werden und vielerorts schon bereichernde Wirklichkeit.“ – schreibt Bischof Dr. Franz-Josef Bode, Vorsitzender der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz, im Vorwort zu dieser Arbeitshilfe (6). Sie ergänzt das Bischofswort „unBehindert Leben und Glauben teilen“ (2003) mit Handlungsoptionen und Praxisbeispielen für die seelsorgliche Arbeit mit dem Ziel, „Lebensräume zu eröffnen, in denen behinderte und nicht-behinderte Menschen mit ihren jeweils eigenen Charismen ‚unBehindert‘ Leben und Glauben gestalten können“ (ebd.).

Das Besondere der Arbeitshilfe ist, dass an ihr behinderte und nicht-behinderte Autorinnen und Autoren mitgewirkt haben. Zudem wird – auch ein Novum – jedem Abschnitt „Das Wichtigste in Leichter Sprache“ vorangestellt: Eine „inklusive Kirche“ ist „eine Kirche für alle“, in der Menschen aufeinander hören und ehrlich miteinander umgehen, was nicht immer leicht ist: Auf vieles gibt es keine Antwort, etwa auf die Frage nach dem Leid (14-16). Dies kann aber Gott anvertraut werden: „Hilf mir und lass mich nicht allein“, heißt es im Thema „Beten“ (46). Behinderte Menschen „haben einen guten Kontakt zu Gott“; sie sind daher „wichtig für die Kirche“ und sogar Vorbild (48). Behinderte Menschen möchten sich in der Leitung von Gottesdiensten beteiligen: „Bischöfe sollen behinderten Menschen Mut machen“, dies auch zu tun (56). Auch soll niemand vom Sakramentenempfang ausgeschlossen (65) oder davon abgehalten werden,



in der Kirche Verantwortung zu übernehmen (71): „Du bist immer wichtig für uns. Egal, ob du eine Behinderung hast oder nicht.“ (78) Eine inklusive Kirche ermutigt, sich im Ehrenamt zu engagieren, schafft behindertengerechte Arbeitsplätze (99f.) oder bestärkt alle, sich in Kunst und Kultur zu entfalten (106-108). Seelsorgerinnen und Seelsorger stehen auf gegen das Behindert-Werden, für „Hilfen für die Gesundheit“ und in Krankheit (113f.). Weiter werden Lebenssituationen aufgegriffen, in denen die Pastoral in besonderer Weise gefordert ist: vom (nicht) Geborenwerden (-Dürfen) (30-36) über Fragen der Beziehung und Sexualität (83-89) bis zum „Älter werden“ (127-134) und „Sterben und Trauern“ (135-142).

In „schwerer Sprache“ wird der Bezug zum Bischofswort 2003 wie auch zur UN-Behindertenrechtskonvention 2006/2009 erläutert, die „auch für die kirchliche Pastoral wichtige Zielmarken“ setzt (19). Vor allem aber ist diese an der Botschaft Jesu zu messen (ebd.). Ihr folgend steht der Mensch als „Weg der Kirche“ im Zentrum (20-22), respektvoll, aber „nicht in Distanz zum Anderen“ (22). Erforderlich ist die „Pastoral einer befähigten und befähigenden Kirche“. Dies meint eine „arme Kirche für die Armen“ (Evangelii gaudium), eine „barmherzige“, eine „durchgängig diakonische“, eine „hörende und lernende“, eine „partizipative“, eine „prophetische“ und „sogar eine schweigende Kirche“ (26-29). Die Arbeitshilfe beansprucht, selbst „Teil einer pastoralen Neuorientierung“ zu sein, und weiß, dass sie „selbst den Grundanforderungen einer befähigenden Pastoral“ unterliegt (28). Sie möchte „vielerlei Perspektiven“ aufnehmen und die „vielfältigen Situationen“ des Lebens als „Orte, an denen pastorales Handeln anknüpft“, erkunden (29).

Beeindruckend sind die den Fachbeiträgen vorangestellten Erfahrungsberichte, in denen Betroffene von ihrem Leben erzählen, etwa von misslungener Kommunikation oder von zwar gut gemeinter, aber den Willen der behinderten Person missachtenden Hilfestellung. Sie rücken so manche Vorstellung von Behindert-Sein zurecht und belegen, dass Nicht-Behinderte in der Gefahr sind, Behinderung nur aus ihrer Perspektive zu betrachten (z.B. 109, Blindsein, 115, psychische Erkrankung).

Diese Gefährdung zeigt sich – bei allem guten Willen der Autorinnen und Autoren – auch in der Arbeitshilfe und weckt Fragen nach dem Bild von Behinderung, das sie befördert. So kann es beispielsweise absolut missverstanden werden, dass behinderte Menschen die „Armen“ in der Kirche sind: Ist „Leichte Sprache“ nur für einen Teil behinderter Menschen hilfreich? Es stellt sich die Frage, ob behinderte Menschen tatsächlich nur leiden und Bittgebete sprechen (46f.) können. In Teilen fehlt die Genderperspektive, die gerade für eine inklusive Kirche unverzichtbar ist. Daher: Steht letztlich nicht doch eine Pastoral für behinderte Menschen im Vordergrund, die den Aspekt einer wirklich partizipativen Pastoral mit und von behinderten Menschen in den Hintergrund treten lässt?

Agnes Wuckelt

Mattâ Al-Maskîn

Die Erfahrung Gottes im Leben des Gebets

Nach der französischen Übersetzung des arabischen
Originals ins Deutsche übersetzt von Magdalena
Meyer-Dettum

Mit einer Hinführung von Abt em. P. Fidelis Ruppert
OSB, Münsterschwarzach

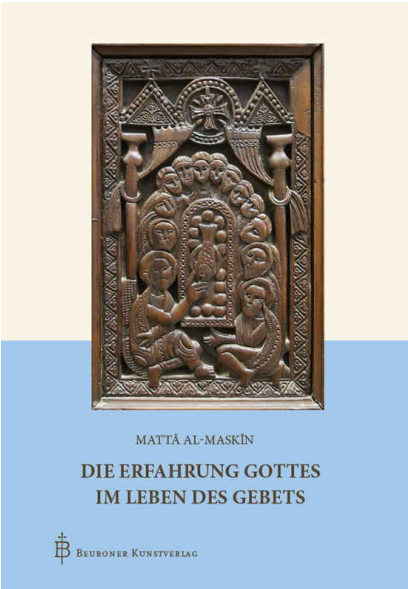
Beuron: Beuroner Kunstverlag. 2. erweiterte deutsche Auflage
2019

369 Seiten m. s-w Abb.

27,90 €

ISBN 978-3-87071-371-3

Das vorliegende Buch verdankt sich einer ganzen Reihe „göttlicher Zufälle“. Bevor der Verfasser Mattâ Al-Maskîn (1919-2006) – damals noch mit Namen Yusuf Iskander – 1948 seine Apotheke verkaufte, das Geld den Armen schenkte und Kairo verließ, um in einem entlegenen Wüstenkloster koptisch-orthodoxer Mönch zu werden, nahm er noch Abschied von einem guten Freund. Dieser gab ihm ein maschinengeschriebenes Manuskript von 122 Seiten mit auf den Weg, welches er von einem englischen Jerusalem-Pilger erhalten hatte. Yusuf nahm es zusammen mit der Heiligen Schrift zunächst ungeöffnet mit in seine Einsamkeit und entdeckte dort bald den Reichtum der Notizen, die vor allem aus Väterzitaten der orthodoxen Tradition Russlands bestanden. Das „einzige Erbe aus der Welt“ (366) wird für Mattâ Al-Maskîn zur täglichen Nahrung und geistlichen Richtschnur. Er beginnt ohne Unterlass zu lesen und zu beten und reichert die Notizen mit Texten von westlichen Vätern an (z. B. Augustinus, Gregor dem Großen) und stellt den Aufzeichnungen seine eigenen Erfahrungen zur Seite. In den Jahren 1952 und 1968 veröffentlicht er die angewachsene Materialsammlung, die sofort in viele Sprachen übersetzt wird. Im Vorwort zur englischen Ausgabe von 2003 betont Mattâ Al-Maskîn, dass sein Buch nicht der Lektüre, sondern dem Gebet dienen und auch unmittelbar ins Beten führen will: „Wenn sich dein Herz an einem bestimmten Punkt entflammt, lege das Buch zur Seite, wirf dich zu Boden und bete. Vereine so das Gebet mit der Lesung.“ (IX)



Und so liest sich das Buch, das auf den ersten Blick wie eine Zitatensammlung weisheitlicher Texte erscheint, nicht einfach wie andere Bücher über das Gebet. Statt „über“ seinen Gegenstand zu reflektieren und schnelle Ratschläge zu erteilen, führt Mattâ Al-Maskîn immer tiefer in das Gebet hinein. Er spricht mit großem Ernst und der Klarheit und Strenge eines geistlichen Lehrers: „Glaube aber nicht, dass es genügt, sich von den Menschen zu entfernen, um in die Einsamkeit zu gelangen, noch sich in sein Zimmer zurückzuziehen, um in der Stille zu sein. Nein, die Einsamkeit entsteht zuerst im Herzen, und das Schweigen beginnt im Intellekt und nicht im Mund.“ (239)

Es braucht eine Weile, bis sich Mattâ Al-Maskîns Gedanken dem Leser erschließen – oder besser: bis sich der Lesende für sie öffnet. Es sind stets kleine Versatzstücke, die nicht in Masse konsumiert, sondern aufmerksam betrachtet – „auskostend meditiert“ (49) – werden wollen, bis aus dem Wort eine Antwort aufleuchtet. Dass das harte Arbeit und Mühsal ist bzw. eine intensive Spiritualität auch mit harter körperlicher Arbeit verbunden ist, verschweigt der erfahrene Wüstenmönch nicht: „Es ist unmöglich, zu einem authentischen Erfolg in der Kontemplation oder ganz allgemein im spirituellen Leben zu gelangen, ohne Anstrengungen in der Erlernung der Askese und der Tugenden zu unternehmen.“ (70) „Der zerschlagene Geist lässt sich nicht in einem Tag erwerben und nicht aus Büchern lernen. Es bedarf eines Lebens der tieferen Beziehung zu Gott.“ (179) „Versuche, die Stimme Gottes durch unsere Arbeit hindurch wahrzunehmen.“ (246)

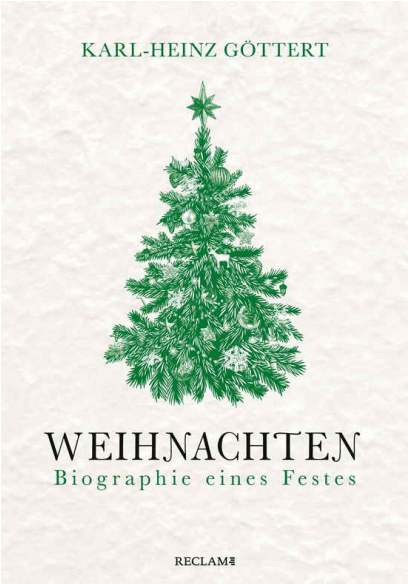
Die einleitende Hinführung von Fidelis Ruppert OSB, Abt em. der Benediktinerabtei Münsterschwarzach, sowie die rahmenden Vor- und Nachworte des Verfassers zu verschiedenen Auflagen und Übersetzungen sind eine gute Hinführung und Hilfe, um die komplexe Gliederung des Buches und die Kombination der Väterworte besser zu verstehen und den Reichtum der Erfahrungen und Notizen (ein ausführliches Stellenregister beschließt den Band) fruchtbar werden zu lassen. Denn: „Das Geheimnis dieses Buches liegt in der Verwandlung der Worte über das Gebet in Gebet.“ (366) Ihm sind viele lesende Beter und betende Leser zu wünschen!

Sr. Raphaela Brüggenthies OSB

Karl-Heinz Göttert
Weihnachten
Biographie eines Festes

Stuttgart: Reclam Verlag. 2020
252 Seiten m. s-w Abb.
25,00 €
ISBN 978-3-15-011306-6

Viele kennen den Kalauer zum Weihnachtsfest: Treffen sich zwei, sagt der eine zum anderen: „Weißt Du eigentlich, dass Heiligabend heuer auf einen Freitag fällt?“ Erschrocken der andere: „Hoffentlich ist es nicht auch noch der Dreizehnte?“ Dieser peinliche Bildungsfauxpas wäre nicht passiert, hätte man Karl-Heinz Götterts materialreiche Geschichte des Festes gelesen. Der Autor, geboren 1943, seines Zeichens emeritierter Germanistik-Professor, veröffentlichte in seinem fruchtbaren Akademikerleben eine Fülle von Fachliteratur und auch erfolgreiche populäre Sachbücher zur deutschen Sprach- und Kulturgeschichte. Der Verfasser nimmt sich „als Historiker“ die theologie- und kirchengeschichtliche Genese von Weihnachten von den ersten Anfängen bis in die Jetztzeit anhand der einschlägigen Quellen und Zeugnisse vor. Nicht um „Glaubensfragen, Wesen oder Sinn“ des Christfestes geht es ihm, sondern um die Verschlingungen von historischen und mythischen Traditionen. Er blickt dabei auf das in Frage stehende Phänomen aus der Außenperspektive – quasi durch die Brille eines Ethnologen, der die verwirrende Vielfalt einer eher fremden Kultur in ihrem spezifischen Weltverständnis zu entschlüsseln versucht. Die Leserinnen und Leser dieser Rezension ahnen, dass die Entscheidung für diese Perspektive sowohl Vor- als auch Nachteile mit sich bringt; dazu mehr am Ende.



Die Eingangskapitel widmen sich zunächst der Geburt Jesu in den Evangelien. Dieses Geschehen findet bei den Synoptikern Lukas und Matthäus seinen Niederschlag: Jener erzählt dabei spezifisch von der Geburt im Stall und den Hirten, dieser vom Besuch der Magier/Sterndeuter aus dem Morgenland, der Flucht nach Ägypten und dem Kindermord des Herodes. Göttert arbeitet u.a. Differenzen bzw. Widersprüche zwischen den beiden Texten, z.B. Lokalitäten und die Rolle der Volkszählung betreffend, heraus. Mythologisches und Historisches bzw. Mythos und Wahrheit würden hier zu einer nicht mehr durchschaubaren Gemengelage ineins gehen (8, 16). Einen besonderen Stein des Anstoßes bildet in unzähligen Textpassagen (ca. dreißigmal angesprochen oder diskutiert) das als realistisch verstandene Ereignis der Jungfrauengeburt, das die eschatologisch-soteriologische Bedeutung „absichern“ (65) soll. Für Göttert stellt sich dies – mit einem szientifisch orientierten Wirklichkeitsverständnis im Hinterkopf – als „Zumutung“, „ungeheuerlicher“ (12), „unglaublicher“ (24, 47) und „phan-

tastischer“ (22) Art dar. Deutlich weniger bekommt die umgekehrte Perspektive Beachtung, in der die Gemeinde im nachösterlichen Licht Christus als den Heiland erzählt und dies im Bezug zum AT deutet, wie die moderne exegetische Formkritik hinlänglich aufgezeigt hat. Es folgt ein historisch bezugsreiches Kapitel über die „drei Magier“, ein Problemkreis, der sicher im Verlauf unserer diesjährigen Weihnachtszeit im Kontext der aufgeflamnten Cancel Culture bzw. Rassismusdebatte um die Melchior-Gestalt von aktuellem Interesse sein wird.

Dass der eingangs erwähnte Kalauer zur Datierung von Weihnachten tatsächlich Licht auf ein in der Christentumsgeschichte diffiziles und umstrittenes Phänomen wirft, legt ein längerer Textabschnitt dar: Er gibt Aufklärung über die „Erfindung“ des Weihnachtsfestes. Erstaunlich für uns Heutige hatte die christliche Gemeinde die ersten Jahrhunderte „keinen Bedarf“ für Weihnachten: Zunächst stand als Dreh- und Angelpunkt das Osterfest im Fokus, das Kirchenjahr entwickelte sich, erste Heiligengedenktage wurden etabliert. Erst im 4. Jahrhundert führte man Weihnachten als „spätes“ Fest ein. Ausführlich werden die Gründe dafür und vor allem auch für die endgültige Fixierung des Geburtstags am 25. Dezember dargelegt und diskutiert. Es folgen dann Kapitel über die weitere Entwicklung durch die Kirchengeschichte vom Mittelalter über die Reformation (die englischen Puritaner verboten Weihnachten wegen des fehlenden/unklaren biblischen Bezugs!) bis in die neuere Zeit, in der Weihnachten zu einem bürgerlichen Familien- und Schenkfest kommerzialisiert und trivialisiert wird.

Abschließend sei summa summarum für Götterts Buch festzuhalten: Positiv ist die akribische Aufbereitung des immensen (kirchen-)geschichtlichen Materials hervorzuheben. Kritisch ist auf folgende Aspekte hinzuweisen: Der Autor hängt im Sinne eines erkenntnisleitenden Hintergrunds wohl der gängigen Formel: Vom Mythos zum Logos an. Diese sieht im Ineinander von Historischem und Mythischen bloß ein Ärgernis und will die Bibel nicht als hochkarätiges Narrativ für die gläubige Deutung des Daseins anerkennen. Dieser recht einseitig rationalistische Blick schlägt sich zuweilen in einer unangemessenen funktionalistischen Sprache nieder. Einige Beispiele: Die erzählerische Strategie des Evangelisten „funktionierte“ (11) mit diesen oder jenen „gut erdachten Geschichten“ (24); die biblische Erzählung wird durch ein Stilelement „getoppt“ (24), wodurch die Gottessohnschaft Jesu „festgezurr“ (13) wird. Der Evangelist „lässt wieder einmal einen Engel auftreten“ (30), „verwandelt die Szenerie in eine große Oper“ (ebd.); ein „Ereignis ...“, das wieder einmal perfekt ausgedacht sein dürfte“ (33), zeigt eine „verduzte Maria“ (ebd.). Die „Story“ (46) der „Geschichtenerfinder“ (35) hat sich „gelohnt“ (34), mit einer derartigen Erzählde- „funktioniert Erlösung“ (93).

Bleibt abschließend zu überlegen, wem dieses Buch wirklich nutzt. Göttert selbst gibt zwei Adressaten seines „Überblicks“ an: „Alle, die Weihnachten lieben wie auch diejenigen, die daran verzweifeln“ (Klappentext). Es ist wahrscheinlich, dass die an einem szientifischen Wissenschaftsideal orientierte Außenperspektive des Verfassers keinem der beiden Lesergruppen etwas bringen wird: Der heiße Kern, die unleugbare Faszination des Weihnachtsfestes, ist so, aus vorentschiedenen Gründen der Herangehensweise, nicht vermittelbar. Für beide – für Gläubige und (Ver-)Zweifeln- – wohl zu wenig. Fast ist man an den Untertitel von Nietzsches „Zarathustra“ erinnert: Ein Buch für alle und keinen.

Gustav Schmitz

Gottes Quartett

Bilderverbot

Notre Dame

Himmel trifft Erde

Wohnort Gottes

Kunst / Literatur

Brigitte Maria Mayer
Wohnort Gottes

Berlin: Herzstückverlag, 2019

174 Seiten mit farb. Abb.

30,00 €

Über den Verlag erhältlich

„Wohnort Gottes“ ist ein ungewöhnliches Buch. Zum einen aufgrund seiner Vorgeschichte. Denn es geht auf ein höchst ungewöhnliches Projekt zurück. Die Filmemacherin Brigitte Maria Mayer wollte in Äthiopien einen Film über Jesus drehen. Dieses Projekt scheiterte, weil der Film, wie Mayer schreibt, aufgrund von Gerüchten und Unterstellungen – über den Judaskuss, den man als eine sexuelle Handlung deutete – in ein antichristliches Licht gestellt wurde. Später hat sie diesen Film unter dem Titel „Jesus Cries“ in Berlin verwirklicht. Der Film ist großartig geworden. Freilich fragt man sich, wenn man die Bilder ihrer äthiopischen Reise betrachtet, die in „Wohnort Gottes“ veröffentlicht sind, welcher Film entstanden wäre, wenn Mayer ihn in Äthiopien mit äthiopischen Schauspielern gedreht hätte. Man kann nur spekulieren. Doch hatte das Scheitern des Filmprojektes in Äthiopien zumindest ein Gutes: dass dieses Buch möglich wurde, das andernfalls gar nicht das Licht der Welt erblickt hätte.

Aber es ist nicht nur aufgrund seiner Vorgeschichte, sondern auch aus einem anderen Grund ungewöhnlich. Denn Brigitte Maria Mayer, nicht nur Filmemacherin, sondern ausgewiesene Fotografin, legt mit „Wohnort Gottes“ berührende fotografische Annäherungen vor: an das Land Äthiopien, seine Landschaften, Bauwerke und Menschen, darüber hinaus an die Bibel, ihre Geschichten, Orte und Menschen. Beeindruckende, berührende Bilder, die wie moderne Ikonen in ihren Bann ziehen – und oft ganz still werden lassen. Denn sie bilden nicht einfach dokumentarisch etwas ab, sondern eröffnen Räume oder Zeiten, in denen das Ferne und das Nahe sich annähern, in denen Vergangenheit, Gegenwart und auch Zukunft miteinander verschmelzen und in denen sich die Einheit der Menschheit über Generationen und über kulturelle Unterschiede hinweg zeigt. Voller Zärtlichkeit – ja, zärtlich ist der Blick von Mayer! – weisen sie dorthin, wo Gott wohnen könnte.



Begleitet werden die Bilder durch biblische Texte oder Hinweise auf biblische Szenen. Die Fotografien spiegeln sich in den Texten und die biblischen Worte und Erzählungen in den Bildern. Nie dienen die Fotografien einer bloßen Illustration. Immer ereignet sich ein Dialog zwischen Bild und Text, in den die Leserinnen und Leser hineingezogen werden. Sie werden angesprochen und können ihrer eigenen Existenz und dem Wirken Gottes im Lichte der Bilder und Texte nahekomen.

„Wohnort Gottes“ ist daher kein Reiseführer, kein Bildband, keine Erinnerung an ein gescheitertes Filmprojekt, sondern eine Meditation. Auch insofern ist das Buch ungewöhnlich, sehr ungewöhnlich sogar. „Niemals habe ich mehr über das Leben gelernt als hier, da, wo Gott wohnen soll“, schreibt Mayer im Vorwort. Auch Leserinnen und Leser können viel von diesem Buch, seinen Bildern und Texten lernen: in einem Sehen, das zur Betrachtung, zur Kontemplation werden kann.

Holger Zaborowski

Michaela Geiger / Rainer Kessler /
Johannes Taschner (Hg.)

Lieblingsbilder
... und das Bilderverbot?

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag. 2020

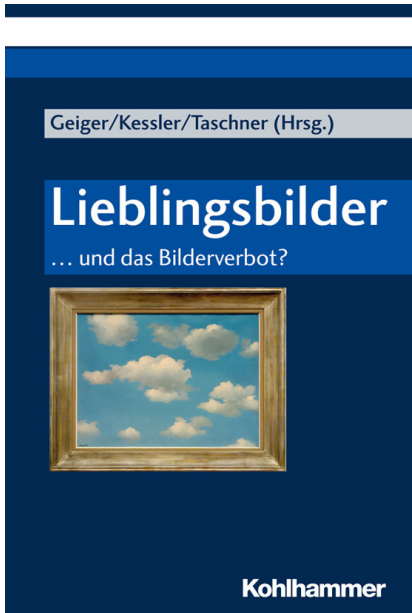
159 Seiten m. farb. Abb.

19,00 €

ISBN 978-3-17-037434-8

Ihre „Lieblingsbilder“ haben zwei Theologinnen und fünf Theologen bei einem Symposium anlässlich des 80. Geburtstages des evangelischen Alttestamentlers Frank Crüsemann vorgestellt. Es handelt sich um fünf Ölgemälde, eine Zeichnung und ein Kirchenfenster, wobei eine Arbeit aus dem 19., fünf aus dem 20. und eine aus dem frühen 20. Jahrhundert stammt. Jedes „Lieblingsbild“ ist farbig reproduziert und wird so kenntnisreich und engagiert vorgestellt, dass die Lektüre ein Gewinn ist. Den theologischen Bezugspunkt der Bildinterpretationen bildet, wie der Untertitel anzeigt, das biblische „Bilderverbot“. Bei den meist knappen gedanklichen Bezügen zum Bilderverbot – dem Verbot, sei es eine Statue, sei es ein Bild, von Gott herzustellen – hat der Rezensent Bedenken anzumelden. Welche Bilder werden als „Lieblingsbilder“ präsentiert?

Der Alttestamentler Rainer Kessler kommt im Zusammenhang unterschiedlicher Deutungen von Caspar David Friedrichs berühmten Gemälde „Der Mönch am Meer“ (1808/10) zu dem Ergebnis, dass letztlich das subjektive Erlebnis des Betrachters ausschlaggebend ist. Ihm selber vermittelt das Bild eine Erfahrung eigener „Begrenztheit“ sowie eine „Ahnung“ von „Unendliche(m) und Ewige(m)“ (26). Ein derartig unbestimmter Transzendenzbezug hat gar keinen Bezug auf Gott und so nichts mit dem (Gottes-)Bilderverbot zu tun.



Die systematische Theologin Magdalene L. Frettlöh gibt eine überzeugende Einführung in verschiedenen Werkphasen des jüdischen Malers Mark Rothko von der frühen, noch „figürlich-gegenständlichen Phase“ hin zu der späteren für ihn so typischen Farbfeldmalerei. Auf dem Gemälde „Saffron“ (1957) sind auf safrangelbem Hintergrund breite orangefarbene Flächen aufgetragen – was bei genauerem Betrachten den Eindruck eines Pulsierens evoziert. Diese „belebende Lebendigkeit des Tiefenlichts“ deutet die Theologin als in der Immanenz aufscheinende Transzendenz (45). Im Vergleich mit Marc Chagalls oft reproduzierter Lithografie „Mose vor dem brennenden Dornbusch“ (1966) kommt sie zu dem Ergebnis, dass Rothkos „Saffron“ „die das Bilderverbot achtende, aber figürlich bleibende Inszenierung Chagalls von Exodus 3 ... radikalisiert“ (55): An die Stelle des offenbaren Gottesnamens bei Chagall sei bei Rothko das Safrangelb des Hintergrundes getreten (55). Für diese Feststellung gilt das bereits oben Gesagte: Der Transzendenzbezug bleibt so vage, dass das Bilderverbot davon gar nicht tangiert ist.

Die Alttestamentlerin Michaela Geiger sieht im 13. Kapitel des Buches Richter, in dem die Geburt Simsons angekündigt wird, ein „ironisches Spiel“ mit dem Sehen des unsichtbaren Boten Gottes am Werk (64). Das „Stilmittel der Ironie“ (59) ist auch in Paul Klees Engelbildern wie der Zeichnung „Engel, noch hässlich“ (1940) zu erkennen. Seine Engel sind freilich keine göttlichen Boten, sondern ermöglichen dem Künstler eine „Selbsttranszendenz“, die ihn in eine „humorvolle Distanz“ zur bedrohlichen politischen Lage und zur eigenen schweren Krankheit bringt (86). Obwohl diese künstlerische „Selbsttranszendenz“ ohne jeden religiösen Bezug bleibt, meint die Theologin darin eine „Verkörperung des Bilderverbotes“ (86) zu erkennen.

Johannes Taschner, Pfarrer und Alttestamentler, stellt die Bilderskepsis René Magrittes dar und konkretisiert sie an dem Gemälde „Die schöne Gefangene“ (1948). Dem Maler geht es gar nicht um die Problematik der Darstellbarkeit Gottes, „sondern (fast grundsätzlicher) um die Nichtdarstellbarkeit der Wirklichkeit schlechthin“ (101). Die Gefahr von Bildern – aber auch von Sprache, wie Taschner an der Sinai-Perikope Ex 19-34 erläutert – besteht für Magritte in einer Fixierung der Wirklichkeit und für das AT in einer Fixierung Gottes. Wenn jedes Bild die Wirklichkeit zu verfälschen droht, gilt dies logischerweise auch für Bilder von Gott.

Mit seinem systematischen Beitrag möchte Joachim von Soosten zeigen, dass der ästhetische Subtext des theologischen Bilderverbotes in der Aussage „Du kannst dir kein Bildnis machen“ (133) besteht. Mit dem Bilderverbot werde die numinose Macht der Bilderwerke gebrochen und das Bild fortan als Bild bzw. in seiner Bildhaftigkeit gewusst (135). Diese grundsätzliche Differenz von Bild und Abgebildetem hat in der reflexiven modernen Malerei eines Paul Cézanne wie beispielsweise in dem aus vielfältigen Farbflecken bestehenden Gemälde „Der Mont Sainte-Victoire von Les Lauves gesehen“ (1904/06) seinen Niederschlag gefunden; laut Verfasser hat Cézanne sich in 30 Ölgemälden und 45 Aquarellen malerisch diesem Gebirge anzunähern versucht.

Eine gegenständliche Darstellung ist Frank Crüsemanns „Lieblingsbild“, nämlich „Die weiße Kreuzigung“ (1938) von Marc Chagall, mit der der jüdische Künstler auf die Pogrome vom 9./10. November 1938 reagierte. Durch feinfühligte Deutung erschließt der im jüdisch-christlichen Dialog engagierte Theologe Chagalls Gemälde als eine Herausforderung für die christliche Theologie, weil der Maler einen jüdischen Jesus darstellt; er wird vom Licht Gottes erhellt und ist mit keinem Lendentuch, sondern einem Tallit bekleidet: Jesus war Jude, lebte als Jude und starb als Jude. Den gekreuzigten Jesus stellt Chagall an die Seite der aus rassistischen Gründen und der im Namen des Kreuzes verfolgten Juden (150). Bei der Darstellung eines jüdischen Menschen namens Jesus spielt das Bilderverbot gar keine Rolle.

Während die bisher genannten „Lieblingsbilder“ im Besitz von Museen oder von Privatsammlungen sind, handelt es sich bei dem des Alttestamentlers Jürgen Ebach um Kunst im öffentlichen Raum – um das Kirchenfenster „Der Menschensohn“ von Sigmar Polke im Großmünster Zürich (2009). Das längliche Fenster besteht aus je zwei in vier übereinanderliegenden Bahnen angeordneten Glasbildern, bei denen es sich um Kippbilder handelt: Zunächst ist die Aufmerksamkeit auf die helle Bildmitte, die von acht ganz unterschiedlich geformten Kelchformen gebildet wird, gerichtet; bei leichter Verschiebung des Blicks sind rechts und links verschiedengestaltige Gesichter sichtbar. Obwohl Kelchformen und Gesichter ganz eng zusammen liegen, können sie nicht gleichzeitig gesehen werden (122). Im oberen Rundbogen des Fensters ist ganz deutlich ein weiterer Kelch zu sehen. Im biblischen Kontext bezieht sich der Ausdruck Menschensohn zum einen auf den Menschen schlechthin, zum anderen auf den besonderen Menschen Jesus von Nazareth. Beide Bedeutungen erkennt Ebach in Polkes Glasmalerei: Der Bildtitel „Menschensohn“ bezieht sich sowohl auf die Menschen in ihrer je individuellen Gestalt als auch auf den besonderen Menschen Jesus, den Gottessohn.

Kippbilder – so die wichtige Beobachtung des Bibelwissenschaftlers – finden sich ebenfalls in der Bibel wie etwa in der Rede von der Säule, mit der der Herr sein Volk beim Exodus begleitet: tags als Wolkensäule, nachts als Feuersäule (Ex 13,21); gleichzeitig sind beide nie zu sehen. Damit gibt Ebach zu bedenken, dass das Verbot von Gottesbildern, das ja eine Fixierung des sich offenbarenden und zugleich entziehenden Gott untersagt, gleichermaßen für die Schrift gilt: Du sollst mit Worten Gott nicht zu fixieren versuchen!

Einer weiteren Feststellung Ebachs stimmt der – katholischen – Rezensent voll und ganz zu: Uns Menschen ist die Fähigkeit eigen, sich Vorstellungen selbst für das Unsichtbare zu machen; aus diesem Grund werden wir „auf das Fingieren und Imaginieren von Bildern und auch von Gottesbildern nicht verzichten können“ (129). Wie aber ist mit den unzähligen Gottesbildern, die das Christentum hervorgebracht hat, umzugehen? Sicherlich sind manche – wie die bildmächtige Darstellung von Gottvater in der Sixtina – bildtheologisch als Häresie zu kritisieren. Doch indem „gerade die mehrdeutigen und mehrdeutlichen“ (130) Gottesbilder miteinander in Beziehung gesetzt werden, wird ganz offensichtlich: Manche können wohl etwas von dem unsichtbaren Gott, der sich nach christlichem Glauben in Jesus geoffenbart hat, ins Bild bringen; freilich kann kein Bild in Anspruch nehmen, das einzig mögliche zu sein. Denn: Niemals sollst Du das Bild mit dem Abgebildeten verwechseln!

Thomas Menges

Martin Ramb / Holger Zaborowski (Hg.)
Zeichnung und Verantwortung
Illustrationen von Drushba Pankow
Edition Denkbare

Sankt Ottilien: EOS Verlag. 2020
79 Seiten m. farb. Abb.
19,80 €
ISBN 978-3-8306-8024-6

Ausstellungskataloge sprechen eine bestimmte Klientel an: Menschen, die eine Ausstellung besucht haben, gerne besucht hätten oder dies beabsichtigen, Menschen, die die Künstler hinter den Werken bereits kennen und ihr Wissen vertiefen möchten oder auch eine breit interessierte Leserschaft, die – zufällig oder thematisch suchend – diesen 79-seitigen ansprechenden Katalog mit ca. 50 Seiten Abbildungen in die Hände bekommt. Der Ausstellungskatalog ist eine Würdigung ausgewählter Werke des zeitgenössischen, renommierten Künstler-Duos Alexandra Kardinar und Volker Schlecht mit Künstlernamen „Drushba Pankow“ (russisch, übersetzt in etwa: „Freundschaft in Pankow“).

Im Jahr 2020 gewannen sie den 3. Platz in der Kategorie „Book und Editorial Illustration“ des „European Design Award“ für ihre so genannte „Graphic Documentary“ zu Pater Richard Henkes, der als Pallottinerpater im Konzentrationslager Dachau ums Leben kam und 2019 seliggesprochen wurde („Und wenn die Wahrheit mich vernichtet“, Eulenfisch Limburg/Pallotti-Verlag Friedberg, 2019). Ausgewählte Grafiken aus dieser „Graphic Documentary“ standen großformatig im Fokus einer Ausstellung im Kunst- und Kulturzentrum b-05 in Montabaur im Sommer 2020. Neben 24 Grafiken zu Richard Henkes’ Weg finden sich im Katalog illustrierte Buch-Cover, Zeitschriftenseiten und weitere Illustrationen aus dem politischen, literarischen und philosophischen Bereich, die das Thema der Ausstellung „Zeichnung und Verantwortung“ unter vielfacher Perspektive aufnehmen und bis zu Ereignissen unserer Gegenwart zeichnerisch ausdeuten.



In den begleitenden Aufsätzen werden die Werke eingeordnet und erläutert. Die Autoren stammen aus den Bereichen Schule und Wissenschaft, Kunst und dem kirchlichen Dienst und vermitteln verschiedene Zugangswege zu den Illustrationen, sei es mit grundsätzlichen Einordnungen, mit Erläuterungen und Veranschaulichungen zum Genre einer „Graphic Documentary“ und einer „Graphic Novel“ (hier explizit: E.T.A. Hoffmanns „Das Fräulein von Scuderi“), sei es mit Überlegungen zum Zeichenprozess und dessen philosophischer Einordnung in Bildtheorie und Ausführungen zur ethischen Dimension von Kunst. Einblick in den Schaffensprozess gibt ein eindruckliches Interview mit Volker Schlecht im zweiten Teil, das den Titel des Katalogs veranschaulicht und in Tiefendimensionen der Illustrationen führt.

Georg Langenhorst
„In welchem Wort wird unser Heimweh wohnen?“
Religiöse Motive in der neueren Literatur

Freiburg: Herder Verlag. 2020
318 Seiten
38,00 €
ISBN 978-3-451-38604-6

Mit Blick auf den Schulunterricht kann der Katalog sicherlich zahlreiche Anregungen für mehrere Fächer sowie die interdisziplinäre Arbeit geben. Die kurzweiligen Analysen und Impulse zum Weiterdenken, die authentischen Eindrücke von Schaffensprozessen, Methoden und der Ausdruck des Werks im reichen Bildmaterial lassen über gewisse Doppelungen unter den verschiedenen Essays sowie über kleinere Rechtschreib- und Satzfehler hinwegsehen. Kardinar und Schlecht beeindrucken mit ihren Graphics, die auch für Gesprächseinstiege, Vertiefung und Begleitung in diversen Kontexten (Schule, Bildungsveranstaltungen, Jugendarbeit) eingesetzt werden können. Die Illustrationen in diesem Katalog werden Kenner von Drushba Pankow erfreuen und auf jene Betrachtenden besonders wirken, die durch die hinführenden und vertiefenden Essays mit einem geschulteren Auge sehen und verstehen. Der eigene Blick vor und nach der Lektüre der Texte mag im hermeneutischen Prozess zur persönlichen Überprüfung dienen.

Silke Lechtenböhrer

Einer Anekdote zufolge habe der berühmte liberale Theologe Adolf von Harnack beim Einrichten einer Bibliothek gesagt: „Die Dogmatik stellen wir zur schönen Literatur.“ Was im 19. Jahrhundert irritierend wirken musste, ist vor dem Hintergrund einer säkularisierten Moderne und einer selbstkritischen Theologie plausibler geworden. Die Annäherung von Theologie und Literatur hat Forschungsschwerpunkte mit eigenen Periodika, Sammelbänden und einem gewaltigen Ausstoß an einschlägiger Literatur hervorgebracht. Zu den prominentesten Autoren in dieser Grenzregion gehört der Augsburger Religionspädagoge (und nebenberufliche Krimiautor) Georg Langenhorst, der in der vorliegenden Veröffentlichung eine Zwischenbilanz dieser Forschungen zieht und die deutschsprachige Gegenwartsliteratur auf religiöse Themen, Motive und Sprachformen hin untersucht.

In einem ersten Kapitel setzt sich Langenhorst mit der umstrittenen Gattungsbezeichnung „Christliche Literatur“ auseinander und referiert in diesem Zusammenhang die klassischen Positionen von Romano Guardini und Hans Urs von Balthasar. Bei allen Unterschieden im Einzelnen sind beide Autoren bestimmt von einer vorgängig theologisch geprägten Weltsicht, die ihnen als Auswahl- und Urteilskriterium ihrer Untersuchungen dient. Eine neue Phase des Dialogs wird in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts mit dem von Paul Tillich eingeführten Begriff der „Korrelation“ angestoßen, der sich im deutschen Sprachraum vor allem mit den Namen von Dorothee Sölle und Karl-Josef Kuschel verbindet und der einen literarisch kompetenten und religiös unprätentiösen Dialog zwischen Religion und Literatur eröffnet hat, dem auch Langenhorst verpflichtet ist. Seine Spurensuche im Gelände der Literatur betreibt er mit Sonden aus der Herzkam-



mer religiösen Lebens: „Liturgie“, „Transzendenz“ und „Religionskritik“. Mit ihnen durchforstet er die Gegenwartsliteratur, vor allem die Lyrik, wobei ihm unerwartet zahlreiche Funde gelingen, so dass er einen „religious turn“ in der Gegenwartsliteratur zu erkennen glaubt. Vielfach handelt es sich um Autoren und Autorinnen, die auf eine kirchlich-religiöse Sozialisation zurückblicken, von der sie sich zwar gelöst haben, die aber Anstoß wird, sich aus kritischer Distanz erneut mit religiösen Fragen auseinanderzusetzen. Zu diesen Autoren gehören neben vielen anderen Ralf Rothmann, Hanns-Josef Ortheil, Hans Magnus Enzensberger sowie die weithin bekannte Lyrikerin und Erzählerin Ulla Hahn. Für Langenhorsts Fragestellung besonders ergiebige Autoren sind die Pfarrer-Schriftsteller Kurt Marti, Andreas Knapp und Christian Lehnert, die zwar im kirchlichen Raum beheimatet sind, sich aber durch intellektuelle Eigenständigkeit und formalen Anspruch ihrer Lyrik auszeichnen. Zu würdigen ist Langenhorsts große Belesenheit, die ihn zu Autoren und Autorinnen führt, die nicht im Focus der literarisch interessierten Öffentlichkeit stehen, außerdem sein Gespür für Qualität und der methodisch fachgerechte Umgang mit seinen Funden, der formale und inhaltliche Kriterien gleichermaßen berücksichtigt.

Die Untersuchungen laufen auf ein von religiösem Engagement getragenes Bekenntnis zur Poesie und Narration als Ursprachen religiösen Erlebens hinaus. Dabei wird ihm die Schweizer Dichterin und Ordensschwester Silja Walter zur Kroneugin. Obwohl alle Rede von Gott unvollkommen und unbefriedigend bleibt, findet man bei Dichtern und Dichterinnen am ehesten lebendige und kreative Sprechversuche, die dem Zugang zur Transzendenz angemessener sind als die vielfach erstarrte, erfahrungsferne Formelsprache der üblichen Verkündigung. Da aber Sprache und Vorstellungswelt aufs Engste miteinander verknüpft sind, spitzt sich die Diskussion auf die Frage zu: Wie muss eine religiöse Sprache beschaffen sein, die die überlieferte Wahrheit des Glaubens bewahrt, gleichzeitig aber lebendig und kreativ ist wie die Sprache der Dichter?

Der Rezensent teilt diese Problemanzeige, sieht aber Schwierigkeiten in der Umsetzung. Denn Theologen sind in der Mehrzahl keine Poeten und die Kommunikation in Theologie, Verkündigung und Schule vollzieht sich notwendigerweise in der von Begriffen und syntaktischen Regeln bestimmten Normalsprache.

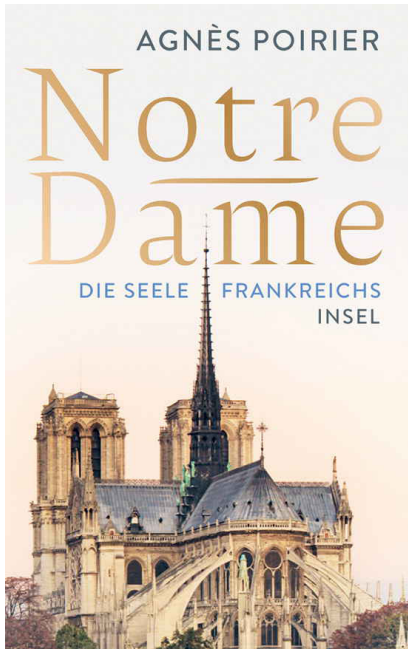
Rüdiger Kaldewey

Agnès Poirier
Notre Dame
Die Seele Frankreichs
Aus dem Englischen von Monika Köpfer

Berlin: Insel Verlag. 2020
239 Seiten m. Abb.
24,00 €
ISBN 978-3-458-17877-4

Eine Verlusterfahrung besteht darin, dass man bemerkt, was fehlt. Eine Verlustkommunikation liegt in der schieren Unendlichkeit der Klage darüber, dass etwas fehlt und nicht zurückkommt – wie im omnipräsenten Krisen-Sprech unserer Tage angesichts der Covid-19-Pandemie und unserer Sehnsucht nach „neuer Normalität“. Wie aber ist der Vorgang zu bezeichnen, dass man erst dann merkt, was man hatte, wenn es einem zu fehlen beginnt?

Nostalgie ist es nicht, hängt damit aber zusammen. Es ist deshalb keine Nostalgie, weil diese lediglich den Gemütszustand jenes Vorgangs angibt, ihn aber noch nicht qualifiziert. Der Vorgang selbst liegt in einer Gedächtnisfunktion. Genauer gesagt liegt er in der Fähigkeit, den Gedächtnisbesitz zu mobilisieren und verwertbar zu machen – für (mehr oder weniger zutreffende) Erinnerungen, weil sich dabei Zusammenhänge zwischen einem aktuellen Erlebnis und einer Spur im Gedächtnis bilden, wie beim katastrophalen Brand von Notre-Dame, der nicht nur globales Entsetzen auslöste, sondern auch Solidarität quer durch alle religiösen und weltanschaulichen Lager. Als ob dieses Ereignis global zumindest in dem Maße sinnstiftend war, dass es die unstrittige Bedeutung dieses Weltkulturerbes in seiner Bedrohung ultimativ steigerte.



Agnès Poirier geht in ihrem Buch sogar noch einen Schritt weiter und behauptet nunmehr, darin habe sich eine Art Offenbarung der Seele Frankreichs ereignet. Darin liegt viel Nostalgie, reichlich metaphysischer Elan, indes kaum Geschichtsbewusstsein, wenig analytisches Problembewusstsein und keinerlei prognostische Kraft (weil die anschließende Pandemie die Außerordentlichkeit dieser Katastrophe in den Schatten stellte: Nun war das legendäre Pariser Leben auf den Terrassen, in den Bars und Bistros tatsächlich verschwunden, weil auf Geheiß des Präsidenten „wir in Frankreich im Krieg sind“; bei Poirier musste der Krieg noch als Metapher für die Brandkatastrophe herhalten).

Der Überschuss an Nostalgie geht einher mit dem Mangel an Geschichtsbewusstsein, trotz der Rekonstruktion der Geschichte von und mit Notre-Dame, die Poirier pointiert von der Erbauung über den Brand und den Wiederaufbau rekapituliert. Was Geschichte kann, beschränkt sich nicht auf die Schaffung, Ansammlung und Verklärung von soziokulturellen Fakten; aufgrund ihrer Übermächtigkeit relativiert sie ihre eigenen triumphalistischen Erzählungen – wie der Pariser Mediävist Patrick Boucheron neuerdings betont. Es ist eben kein Zufall, dass Notre-Dame in den Meistererzählungen der Momente, die Frankreich geprägt haben (collection Gallimard: Les journées qui ont fait la France), zwar immer wieder präsent ist, ihr aber anders als z.B. Aléisia oder Verdun keine eigene Erzählung gewidmet wird. Der metaphysische Elan von Poirier rührt ebenso an diese nostalgische Note des Buchs heran, denn ihm geht es nicht einfach um die Wiederentdeckung von historisch maßgeblichen Erinnerungen im Umfeld von Notre-Dame, sondern um die Behauptung, in dieser Erzählung sei die Seele Frankreichs zu finden. Das geht nur, wenn man beim Gedächtnis-Thema in den Fußstapfen von Platon und seinen Schülern (bis hin zu den modernen Mnemen) unterwegs ist und die Erinnerung als Anamnese versteht, also als Akt des Entdeckens des Immer-schon-Gewussten, ja Präexistenten – eben des Seelisch-Geistigen vor dem Körperlichen. Wenn aber Notre-Dame die Verkörperung dieses seelisch-geistigen Prinzips bedeutet, darf man sich schon fragen, in welcher platonischen Höhle Franzosen vorher gehaust und gelebt haben. Ist Vercingetorix tatsächlich mehr eine Figur aus Asterix als der wohl früheste Nationalheld Frankreichs, inklusive entsprechenden Geschichtsbewusstseins? Fragen müsste man sich darüber hinaus, welchen Stellenwert historische Monumente heute einnehmen, wenn sie mit dem Zeitalter der Postmetaphysik nicht mithalten können oder wollen; ihre Musealisierung würde unausweichlich – Poirier hingegen verleugnet mit ihrem Ansatz indirekt sowohl Frankreichs vor-mittelalterliche Existenz und prägende Geschichte als auch seine postmoderne Gegenwart, wenn sie typisch modernistisch beim Wiederaufbau von Notre-Dame Kirchengebäude vom schon lange angedachten Museumsbau auf dem Vorplatz strikt trennt.

Die modernistische Feder, mit der das Buch geschrieben ist, stellt sich in zahlreichen Superlativen (meistbesuchte Stadt, bester Bäcker, schönster Blick, etc. etc.) und einschlägiger Heldenerzählungen (von Feuerwehr u.a.) heraus. Sie ist aber keiner Ideologie geschuldet, sondern einem Milieu, zu dem die Autorin sich mehr oder weniger bewusst selbst rechnet – dem Pariser Milieu um Saint-Germain, das seinen Ruhm im 20. Jahrhundert fand. Natürlich blickt man von hier „aus der Küche“ auf Notre-Dame, kauft im „Maison Isabelle“ auf dem Boulevard Saint-Germain seine exquisiten Croissants (und verschweigt, dass zwischen Notre-Dame und „Isabelle“ immer mehr kleinste Bio-Bäckereien ihre Brote für 12 Euro quasi verschleudern ..., denn die Miete und die Brote kann man sich hier, aber sonst kaum einer in Paris leisten), „bewundert“ die Armenküche am anderen Seine-Ufer und versteht die Gelbwesten natürlich überhaupt nicht. Den größten Gewinn verspricht das Buch deshalb, wenn man es als entsprechende Milieustudie liest – als eine Art neuer „Reise zum Mittelpunkt der Welt“ (Jules Verne), wo wohlklingende Familiennamen zuhause sind und sich oftmals mit kleinen Titeln schmücken (wie beim tatkräftigen Generalvikar im Unterschied zu seinem polnisch klingenden Mitbruder der Suppenküche vom anderen Seine-Ufer).

Natürlich brauchen fremdsprachige Touristen einen solchen Reiseführer dringender als Einheimische; deshalb kann man auf die französische Ausgabe nur zu gerne noch warten. Die solide deutsche Übersetzung bietet den Vorteil, dass man nicht das englische Original mitsamt zahlreichen Fehlern lesen und seiner Unentschiedenheit zwischen Oxford-Englisch und US-Englisch folgen muss.

Michael Hochschild

Annette Hilt / René Torkler / Anna Waczek (Hg.)
Erzählend philosophieren – ein Lehr- und Lesebuch

Freiburg / München: Karl Alber Verlag. 2020
452 Seiten
39,00 €
ISBN 978-3-495-49091-4

Mit Nachdruck forderte der britische Philosoph Alfred North Whitehead in seiner grundlegenden Abhandlung „Wissenschaft und moderne Welt“ (1925), Philosophen sollten doch beständig und aufmerksam auf die Literatur als eigene Kunstform blicken, um „die innersten Gedanken einer Generation zu erkennen“. Whitehead sprach der Literatur dabei das Potenzial zu, im Modus des Erzählens Erfahrungen zu reflektieren, die nicht einfach als verwässerte philosophische Konzepte zu deklassieren wären. Vielmehr eröffnete die Literatur als Kunst für Whitehead einen weiten Resonanzraum, in dem sich Philosophie, verstanden als die vernunftbegründete Reflexion menschlichen Tuns, verdichtet ereignen würde.

In einem solchen Sinn beleuchten Annette Hilt (Professorin für Philosophie an der Cusanus-Hochschule Bernkastel-Kues), René Torkler (Professor für Geschichte und Didaktik der Ethik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt) und Anna Waczek (Akademische Rätin am Lehrstuhl für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur, ebenfalls an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt) nun in einem umfangreichen und substantziellen Sammelband die Verhältnisbestimmung von Literatur und Philosophie: „Erzählend philosophieren – ein Lehr und Lesebuch“, so lautet der Titel des über 400 Seiten starken Bandes, der ein facettenreiches Panorama literarischer Texte mit philosophischen Fragestellungen, Problemkonstellationen und Ideen vorstellt. Die drei Herausgeber baten Professorinnen und Professoren oder Lehrende der Philosophie bzw. Philosophiedidaktik, einen für sie bedeutsamen literarischen Text mit philosophischen Implikationen auszuwählen und durch eine kontextualisierende Interpretation vorzustellen. Bewusst waren die Beiträgerinnen und Beiträger dabei



aufgerufen, diesen Text von ihren persönlichen und konkreten Lektüreerfahrungen und Lesebiografien ausgehend auszuwählen. Durch dieses methodische Vorgehen sollte also kein bestimmter Kanon literarischer Texte oder gar ein chronologisches Kompendium der philosophisch-literarisch relevantesten Texte zusammengestellt werden, vielmehr stand es in der Freiheit der Beiträgerinnen und Beiträger, Texte herauszugreifen, anhand derer erzählendes Philosophieren als ein möglicher Zugang zur Philosophie erfahrbar werden würde.

Das Ergebnis dieses Vorhabens kann als ein Glücksfall und wahrhaftes Lesevergnügen für alle an den Weiten von Literatur und Philosophie Interessierten bezeichnet werden: Insgesamt 19 literarische Texte werden kompakt durch so einnehmende wie erhellende Einführungen vorgestellt und schließlich als Primärtexte umfangreich präsentiert. Dabei reicht die Auswahl der Texte von bekannten Werken der Weltliteratur bis hin zu Beispielen der jüngsten Gegenwartsliteratur. Einige der vielfältigen Beiträge seien an dieser Stelle kurz vorgestellt: Walter Schweidler (Universität Eichstätt) beleuchtet beispielsweise mit der aus Goethes Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ entnommenen Novelle „Wer ist der Verräter?“ die unaufhörlich virulente und damit philosophische Frage, was als eigentliche Bedeutung des Begriffs Bildung gelten darf, während Stephan Grätzel (Universität Mainz) mit einer Episode aus James Joyces Epoche stiftenden Roman „Ulysses“ überzeugend nach einer durch Sprache bedingten Wirklichkeit und Wahrnehmung fragt. Weiter diskutiert Monika Säger (Universität Heidelberg) anhand eines Auszugs aus Robert Musils Roman „Mann ohne Eigenschaften“ eindrucksvoll den Umgang mit Weltbildern und Identitäten in einer von Ambiguitäten geprägten Welt und spiegelt ihre Lektüreerfahrungen bereichernd in einem zeitgenössischen Wirklichkeitssinn, der zunehmend von Algorithmen bestimmt wird. Mit Ferdinand von Schirachs Kriminalgeschichte „Fähner“ erörtert René Torkler (Universität Eichstätt) schließlich die Begriffe von Versprechen, Schuld und Strafe und führt einen Repräsentanten der Gegenwartsliteratur an, dessen kühler Erzählstil die je eigene Urteilsbildung des Lesers unmittelbar herausfordert. Holger Zaborowski (Universität Erfurt) diskutiert schließlich auf der Grundlage von Patrick Roths einnehmender Erzählung „Abrahams Erben“ die theologisch-philosophische Frage, welche Bedeutung den Dimensionen von Barmherzigkeit und Erbarmen vor dem Hintergrund der Fehlbarkeit und Endlichkeit des Menschen zukommt.

Nicht nur die ausgesprochene Stärke der einzelnen Beiträge lassen „Erzählend philosophieren“ zu einem Gewinn werden, ebenso ist es die umfangreiche Einleitung der Herausgeber, die vielfältige Denkanstöße gibt: Unter Verweis auf Paul Ricoeurs Konzept der „narrativen Identität“ erörtern die Herausgeber den didaktischen und bildungstheoretischen Mehrwert, der einer Verwendung von literarischen Texten in philosophischen bzw. ethischen Bildungsprozessen inhärent sein kann. Damit wird der inhalts- und gedankenreiche Band schließlich auch zu einem Anlass, den Einsatz von philosophisch relevanter Literatur im Philosophie-, Ethik-, oder Religionsunterricht anhand der vorgestellten Texte neu in den Blick zu nehmen und zu erproben.

Alfred North Whitehead entdeckte in der Literatur einst einen entscheidenden Resonanzraum der Philosophie – „Erzählend philosophieren – ein Lehr- und Lesebuch“ veranschaulicht diesen Gedanken so vielstimmig wie eindrucksvoll und wird darüber hinaus zu einem überzeugenden Impuls, das Verhältnis von Literatur und Philosophie für Bildungsprozesse fruchtbar werden zu lassen.

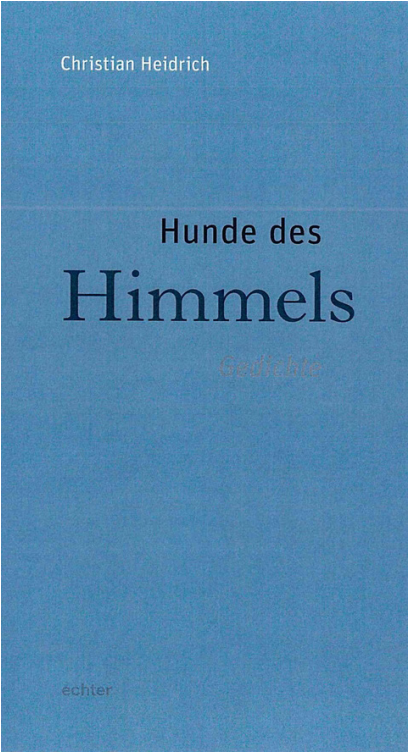
Clemens Hermann Wagner

Christian Heidrich
Hunde des Himmels
Gedichte

Würzburg: Echter Verlag. 2020
112 Seiten
12,80 €
ISBN 978-3-429-05555-4

Der meistbesprochene Auftritt bei der Amtseinführung des neuen US-Präsidenten Joe Biden war der einer Poetin. Die junge Lyrikerin Amanda Gorman trug vor einer weltweiten und beeindruckten Öffentlichkeit ihr Gedicht „The hill we climb“ vor. Mit ihren Versen entwarf sie einen eigenen Blick auf die USA der Gegenwart und löste in den Feuilletons die Frage aus, welche Rolle Lyrik in unserer Gesellschaft spielen kann. Doch welche Kraft und Bedeutung mag Lyrik als eigenes Genre auch in Theologie und Kirche zukommen? Der Theologe, Publizist und Lehrer Christian Heidrich gibt mit seinen neuen Gedichten vielfältige, tief nachdenkliche wie heitere Antworten auf diese Frage.

„Hunde des Himmels“ lautet der im Echter-Verlag erschienene Band, der rund einhundert Gedichte des Poeten versammelt. Dabei transformiert Heidrich so existenzielle und metaphysische Erfahrungen wie ebenso explizit kirchliche Fragen in kunstvolle Verse, die den Leser einnehmen und bewegen. Für Heidrich, der von sich selbst sagt, er sei „am liebsten zu Fuß und mit Rucksack“ zwischen Texten und Welten unterwegs, lässt der Alltag unaufhörlich etwas von der Geheimnisdimension menschlichen Daseins erahnen, die sich für ihn im Glauben an einen den Menschen und der Welt zugewandten Gott ausdrückt. Dieser Glaube ist für Heidrich „hinter jedem Staubkorn“ zu entdecken und so sind seine Gedichte



mehr als bloß virtuose, bisweilen wahrhaft überraschende Sprachspiele, sondern eine bestimmte Art, in Welt, Theologie und Kirche zu sein. „Hinter jedem Staubkorn“, so lautet beispielsweise auch eines der Gedichte, das den unaufgeregten Untertitel „Der Küster spricht“ trägt und in dem die vielfältigen Aufgaben eines Küsters beschrieben werden, die für Heidrich schließlich zu viel mehr werden, als Gottesdienste vorzubereiten: „Vor Sturm die Stille. Vor Ostern / stets Karsamstag. Die Zeit der Küster, / die prüfen, richten auf die Dichte / und manchmal auch die Seelen.“

Heidrich spielt mit solch überraschenden und unberechenbaren Wendungen der Formulierungen. In seinen Gedichten spürt dieser Autor immer wieder Momenten hoher Intensität nach, wenn er etwa in dem Gedicht „Schlafes Bruder“ eine allabendliche Bad-Routine und das Hören des Deutschlandfunks reflektiert und es schließlich heißt: „Ich greife zur Zahnbürste, / schaue kurz in den Spiegel, / etwas länger in mein Herz. / Herr, ich glaube, / hilf meinem Unglauben.“ Es sind solch dichte Verse, mit denen Heidrich Formen der Weltwahrnehmung erprobt und Profanes und Sakrales spielend verbindet. Dabei scheut sich Heidrich nicht, auch Diskurse der Theologie in Verse zu kleiden, wenn er in dem titelgebenden Gedicht „Hunde des Himmels“ der neutestamentlichen Diskussion zu dem Verhältnis von Jesus und den Kynikern virtuos und lebendig nachsinnt, oder mit dem Gedicht „Pius XII., später“ die kontroverse Rolle des Papstes während der Zeit des Nationalsozialismus kritisch beleuchtet. Auch brisante kirchliche Fragen wie die Bedeutung des Zölibats oder eine zukunftsfähige Seelsorge umformt Heidrich, der vielfach auch als Übersetzer von Gedichten aus dem Polnischen tätig ist, gekonnt in die Sprache der Poesie, verwehrt sich und dem Leser dabei endgültige Antworten, sondern lädt durch seine Verse ein, die eigenen Denkräume Wort für Wort zu erweitern.

So kann der schmale Band mit den Gedichten von Christian Heidrich, die nicht in erwartbaren Konventionen und Formen des Lyrischen aufgehen, zu einem kostbaren, tiefsinnigen und humorvollen Wegbegleiter werden und einmal mehr veranschaulichen, welche luziden Impulse von der Poesie als eigenem Zugang zu Welt, Theologie und Kirche ausgehen können.

Clemens Hermann Wagner

Alina Pfeifer
Himmel trifft Erde
Über Gott und meine Welt
Poetry Slam

Ostfildern: Patmos Verlag. 2020
159 Seiten
18,00 €
ISBN 978-3-8436-1263-0

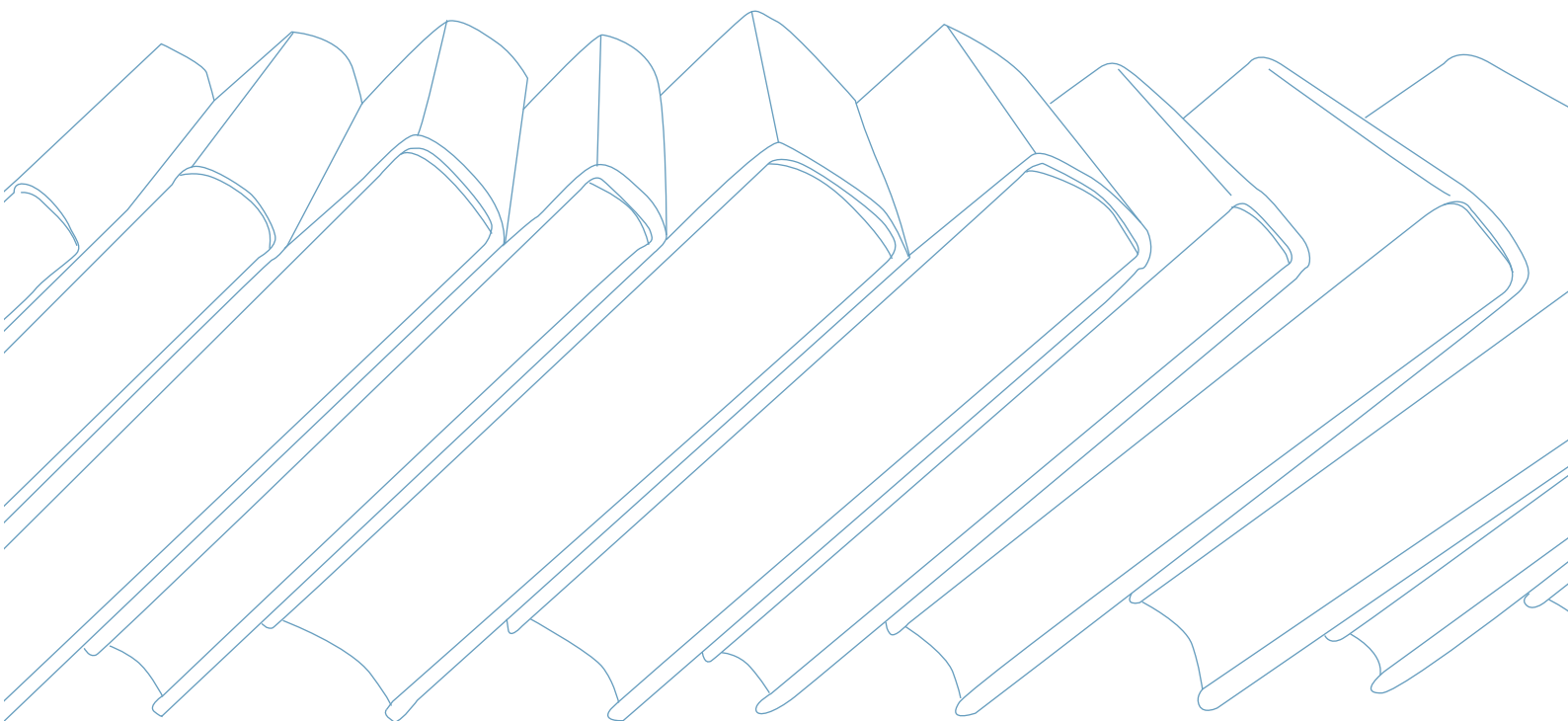
Alina Pfeifer gibt in ihrem Buch „Himmel trifft Erde. Über Gott und meine Welt“ vielfältige Einblicke in ihre gegenwärtigen wie vergangenen Lebenssituationen und emotionalen Verfassungen. Dazu nutzt sie, wie der Untertitel sagt, die Kunstform des Poetry-Slams. Beschreibungen des Inneren und Äußeren, Auseinandersetzungen mit existenziellen Fragen über das menschliche Sein und die persönliche Auslegung von philosophischen Themen der Freiheit, des Glücks und des schönen Lebens werden auf 159 Seiten anschaulich.

Ergänzend zu den Texten gibt es – signalisiert mit einem entsprechenden Symbol – Videoverweise mit dem Text als Gesprochenem auf ihrem eigenen YouTube-Kanal. Dies hat besonders bei der Form des Poetry-Slams den Vorteil, dass der Slam als solcher nicht in seinen Buchstaben, sondern aus seinem Klang und seiner Art des Vortragens lebt. Als geübte Poetry-Slammerin habe ich jedoch bei den Texten bisweilen die markanten Markenzeichen der Rhythmik, des Reims, des nicht greifbaren Zaubers zur Grenze des Sprechgesangs und der Stilmittel vermisst. Die Form des Poetry-Slams ist sehr weit gefasst, was andererseits vielleicht den einen und anderen Leser in seiner stilistischen Vielfalt begeistern wird. Diese Vielfalt zeigt sich sowohl in den oft wechselnden Themen und Textformen, die dem Leser Einblick in das Ringen und Werden der Autorin gewähren, als auch in den vielen gewählten Sprachbildern.



Ist die kontrastreiche Themenfolge dem einen Leser ein bloßes Anreißen von tief theologischen und philosophischen Themen, begeistert sie den anderen Leser vielleicht in ihrer Authentizität, dem Weitblick und der Reflexion der menschlichen Wirklichkeit des begrenzt irdischen und gleichzeitig unendlich geliebten Seins vor und mit Gott. Schade ist nur, dass am Ende der Eindruck entsteht, das Buch sei eine Abrechnung mit manchen Mitmenschen – glauben wir doch an einen Gott, der den Menschen niemals Rechnungen schreibt.

Lena C. Beuth

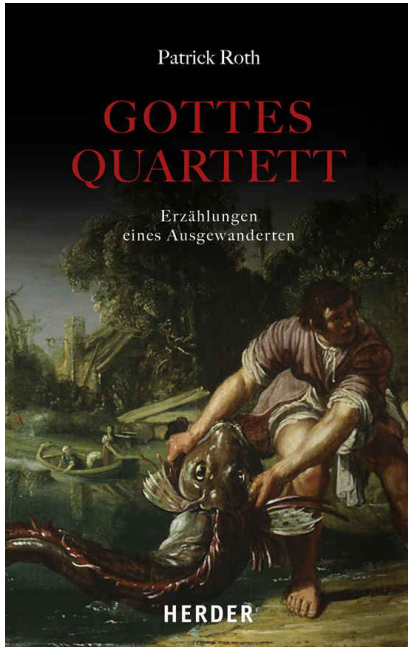


Patrick Roth
Gottesquartett
Erzählungen eines Ausgewanderten

Freiburg Herder Verlag. 2020
224 Seiten
22,00 Euro
ISBN 978-3-451-38809-5

Patrick Roth, geboren 1953 in Freiburg, ist den Lesern religiös inspirierter Gegenwartsliteratur durch die Novellen seiner Christustrilogie und das Hauptwerk „Sunrise. Das Buch Joseph“ längst bekannt, literarisch interessierten Cineasten durch „Starlite Terrace“, „Meine Reise zu Chaplin“ und „Die amerikanische Fahrt“. In allen Werken verweben sich vier Jahrzehnte biographischer Erfahrungen an den Filmsets von Hollywood, Settings und Personen des Neuen und Alten Testaments sowie authentische Traumbilder zu schillernden Mustern eines solitären Oeuvres, in dem eine drehbuchartige Dynamik unmittelbar in ihren Bann zieht.

In „Gottesquartett“ ereignet sich die Rahmenerzählung an vier Tagen, die die einzelnen Hauptkapitel jeweils genesisartig überschreiben: „Erster Tag“, „Zweiter Tag“, „Dritter Tag“, „Vierter Tag“. Nachdem der Erzähler – ein Schriftsteller, der unschwer als der Autor selbst zu erkennen ist – anlässlich der Trauerfeier seiner jüngst verstorbenen Freundin und ehemaligen Therapeutin von Deutschland nach Kalifornien gereist ist, verhindern plötzlich nahende Flächenbrände die Gedenkveranstaltung. Der Protagonist bleibt notgedrungen für vier Tage im Appartement seines Freundes und Übersetzers Wyatt und seiner Frau Vera, die eine weitere gemeinsame Freundin, die Schauspielerin Ava, zu Gast haben. Die vier Freunde beschließen, eine alte Tradition gemeinsamer Lektüre-Abende wieder aufleben zu lassen und sich die Trauerrede sowie die Geschichten, die der Erzähler Dianne noch zu Lebzeiten gewidmet hat, auf Wyatts Terrasse im kalifornischen Marina del Rey gegenseitig vorzulesen. Mit seiner



verbindenden Lage zwischen Außen- und Innenbereich, offenem Meerblick und den Räumen des Appartements symbolisiert dieser Ort zugleich ein Kontinuum zwischen äußeren Ereignissen und inneren Bildern. Die Naturkatastrophe bewirkt einen Rückzug in den privaten Kreis des „Stimmenquartetts“ der Freunde und so nolens volens eine hohe Konzentration auf die nun reihum vorgetragenen Geschichten. In einer leichten Spannung zum lockeren Ambiente enthüllt sich in den gelesenen Texten und Gesprächen die spezifisch mythopoetische (Michael Braun) Betrachtungsweise, zu der Dianne den Erzähler mit einem radikalen Perspektivwechsel inspiriert hatte. Erzählung reiht sich an Erzählung, Traumwiedergaben und -deutungen, fiktive Legenden, Filmsequenzen, Bibelauslegungen, Erinnerungen und poetische Sentenzen werden umfasst von den Gesprächen der Freunde auf der Ebene der Rahmenhandlung. Die teils collageartig anmutende Erzähltechnik verwebt die Fülle feiner Erzählfäden zu tiefgründigen Mustern eines kunstvollen Geflechts. Trotz des irisierenden Eindrucks ist der Gesprächsverlauf in seinem Streben nach Erkenntnis einer sokratischen Gesprächsführung bei Platon

vergleichbar. Zudem: Wie im „Symposion“ die weise Frau Diotima alle Gedankengänge überwölbt und den rational-philosophischen Sokrates in das Arknum der Liebe einweiht, so scheint Diannes Geist der Heilung das „Gottesquartett“ zu durchdringen. Ihre am Schluss vom Erzähler dramatisch erlebte Präsenz macht die „Requiem“-Novelle zum Dokument transzendierender Lebendigkeit.

Mit den „Erzählungen eines Ausgewanderten“ erlaubt Roth seinen Lesern den Blick auf die „Vierung“ seines Schreibtisches zwischen Arbeit und Muße, Bewusstseinsprozessen und unbewusstem Material. Vielfältige Bezüge zu früheren Werken und offene Reflexionen auf geistige Grundlagen und biographische Einflüsse seiner schriftstellerischen Arbeit erschließen das Gesamtwerk neu. Roth legt hier ein persönliches Zeugnis über das Movens seines literarischen Schaffens ab: Träume bilden dabei als objektive Botschaften aus dem Unbewussten den kreativen Kern und das prophetische Potential. Davon handeln Roth zufolge auch die biblischen Schriften: Archetypische „Fühler“ befähigen die Psyche zu einer universal-kartographischen Orientierung in einem seelisch erfahrbaren Universum und zum vitalen Kontakt mit dem Göttlichen.

Hier, in „Gottesquartett“, spielen insbesondere Feuerträume eine herausragende Rolle; Feuer ist auch auf der Ebene der erzählten Alltagsrealität unter den leitmotivisch wiederkehrenden Bildern das durchdringende Grundmotiv und, angesichts der um die Stadt tobenden Brände, zugleich der Horizont, vor dem sich die Handlung ereignet. Ein erstes Traumbild zeigt eine Kathedrale, deren Inneres zu einem Wald geworden ist und durch einen hochaktiven Funken in Brand gesetzt wird; ihr Dach birst. Der reflektierende Erzähler assoziiert die brennende Notre Dame, deutet aber: „Das ehrwürdig alte Gefäß unseres Glaubens wäre ins Unbewusste gefallen, sein Inneres zur Wildnis geworden“ (14); das geborstene Dach gebe nun den Blick frei auf den offenen Himmel, der ein „neues Sehen und Gesehenwerden“ ermöglichen könnte. Auch die im Finale verdichtete Feuervision eines Kometeneinschlages war tatsächlich Inhalt eines Traumes, und zwar, wie der Epilog des Autors offenbart, in Koinzidenz zum ersten bekannten Fall eines an Covid 19 Erkrankten im November 2019.

Dem kreativen Prinzip des Sich-Einlassens auf die traumhaft auftauchenden, nicht konstruierten Bilder entspricht rezipierend, das Eigene aus dem Dunkel des Unbewussten lesend hervorrufen zu lassen. Genauso geht der Erzähler mit den Inhalten der Bibel um: Die vier Kernerzählungen „Beherbergung des Göttlichen“, „Abrahams Erbarmen“, „Simsons Quell“ und „Die Verwaisten“, bilden mit ihren Nacherzählungen und Wiederbelebungen am dritten und vierten Tag das biblische Herz der kalifornischen Leseabende. Eine hilfreiche Übersicht über diese Wiedergaben der heiligen Schriften mit ihren komplexen Weiterungen findet sich unter <https://de.m.wikipedia.org/wiki/Gottesquartett>.

Rita Anna Tüpper

Stefanie de Velasco
Kein Teil der Welt
Roman

Köln: Kiepenheuer & Witsch Verlag. 2019
432 Seiten
22,00 €
ISBN 978-3-462-05043-1

Versalzene Seelen!

„Oben an der Decke flog eine winzige Motte gegen die Neonröhren, sie raste ins Licht, immer und immer wieder, prallte ab und fiel irgendwann tot auf uns herab.“ Nach ihrem Romandebüt „Tigermilch“ erzählt Stefanie de Velasco mit ihrem neuen Roman die Geschichte von Esther, die kurz nach der Wende mit ihren Eltern unfreiwillig nach Ostdeutschland, der ursprünglichen Heimat ihres Vaters, zieht, um dort für Jehova Menschen zu fischen. Wie die Autorin selbst wächst Esther in einer Zeugen Jehovas-Familie auf: Gottkonformes Verhalten, extensives „Bibelstudium“, das sie zu wissensakrobatischen Höchstleistungen treibt – Bibelwissen abfragen zählt zu den Lieblingsbeschäftigungen am familiären Abendtisch –, kaum Kontakte zu den „Weltmenschen“, kein weltliches Engagement und überall im Hintergrund lauert der große Verführer Satan, der verhindern will, dass man am Tag des Weltuntergangs (Harmagedon) auf der richtigen Seite steht.

Die Fassade der vermeintlich heiligen und reinen Welt, in der Esther sich fragt, „ob Mutter jemals einen Milchfleck auf ihrer Kleidung hatte“, beginnt mit Sulamith, der besten Freundin von Esther, zu bröckeln. Sulamith, die mit ihrer Mutter aus Rumänien floh und im Ankunfts-lager von den Zeugen Jehovas angeworben und versorgt wurde, verliebt sich in den „Weltmenschen“ Daniel. „Wie war es möglich, dass ein Weltmensch wie Daniel glücklich war, obwohl er im Reich Satans lebte?“ Sulamiths tragisches Ende, kurz vor dem Umzug der Familie in die ehemalige DDR, ist Esthers Anfang ihrer Entfremdung von der pseudoidealen Welt der Zeugen. Doch leicht fällt ihr das alles nicht. Zu wirkmächtig nagt der Vorwurf, satanische und dämonische Einflüsse würden ihren Zweifel begünstigen. Noch schlimmer: Der drohende Gemeinschaftsentszug hängt wie ein



Damoklesschwert über allem. Wo soll sie hingehen, an wen sich wenden? Zum Glück gibt es den verstoßenen, weil abtrünnig gewordenen Onkel, der sich über die „Jehovamuskeln“ lustig macht, die allen Zeugen vom ununterbrochenen Grinsen wüchsen, und eine Schulfreundin, die ihr letztlich hilft.

Stefanie de Velasco geht sehr behutsam vor. Sie zeichnet keine Schwarz-Weiß-Welt: hier die böse Sekte, dort die gute Welt. Das ermöglicht ihr, den Leser in die Abläufe und Gespräche der Gemeinschaft hineinzunehmen und ihm zu verstehen zu geben, weshalb die Gemeinschaft letztlich einen gutgemeinten Totalitarismus darstellt. Der Verweis auf die höhere Wahrheit, der man sich zu unterwerfen habe, macht vieles möglich. Die Mutter, von Velasco wunderbar als stramme Ideologin gezeichnet, ist liebevoll und fürsorglich – aber eben nur, solange sich das Verhalten doktrinkonform zeigt. Cola, ein Mädchen aus ärmlichen Verhältnissen, die sich in Ostdeutschland der Gemeinschaft annähert, beteuert Esther gegenüber einmal, dass ihre Mutter sie wirklich liebe, worauf Esther antwortet: „Es ist keine Liebe“. Hier liegt Velascos Kerngedanke: Die einzige Wahrheit für Esther bestand letztlich in der Freundschaft zu Sulamith. Nur innerhalb dieser Freundschaft war sie so anerkannt, wie sie war. Alles andere ist für Esther

ein perfekt orchestriertes, tragisches Theaterstück, in dem sie „halb Kind, halb alte Frau“ bleibt. Tragisch deshalb, weil die Zeugen wirklich davon überzeugt sind, Gutes zu tun. Tragisch auch, weil, unter ideologischen Voraussetzungen, soziale und materielle Sicherheit dort durchaus gewährleistet wird. So kommt Cola beispielsweise durch die Zeugen von ihrem gewalttätigen Vater los, der sie in verwahrlosten Zuständen hat leben lassen.

Es verwundert nicht, dass Esther letztlich den Glauben und die biblischen Geschichten unter diesen Vorzeichen ablehnen muss, um von dem Gott loszukommen, der ihr Leben zerstört, weil seine Wahrheit unfrei statt frei macht. Am Ende bleibt Sulamiths Frage als metaphysischer Stachel zurück, auf den Esther keine Antwort (mehr) hat: „Wir sind wie Öfen (...), wir brennen, aber wofür?“ Bei Esther hinterließ die Antwort der Zeugen eine „versalzene Seele“. Absolut lesenswert!

Johannes Lorenz

Peter Jentzmik

Der Blick aus dem Fenster

Ein zentrales Motiv in der Dichtung Eichendorffs

Limburg: Glaukos Verlag. 2020

82 Seiten

19,80 €

ISBN 978-3-930428-45-8

Wer während der Corona-Pandemie des Öffterens am Fenster stand, hat an dieser „Schwelle“ wohl eher die von außen kommende Bedrohung und die sich von innen her breitmachende Beklemmung empfunden als über jene darin erfahrenen existentiellen Dimensionen nachgedacht, die Joseph von Eichendorff in seinen Werken beschreibt. Seine Dichtungen sprechen von „Sehnsucht“ und „Geborgenheit“, und immer wieder taucht dabei das Motiv des Fensters auf, wie Peter Jentzmik in seiner schönen Abhandlung über den großen Dichter herausstellt. So auch in dem berühmten Gedicht „Es schienen so golden die Sterne, / Am Fenster ich einsam stand / Und hörte aus weiter Ferne / Ein Posthorn im stillen Land. / Das Herz mir im Leib entbrennte, / Da hab ich mir heimlich gedacht: / Ach, wer da mitreisen könnte / In der prächtigen Sommernacht!“

Damit erinnert uns jedes Fenster – sollten wir nur einmal vor einem solchen verweilen – daran, dass unser ganzes Leben „Schwelle und Grenze“ ist: Weder die Taugenichtse und Selbstzufriedenen, welche niemals den Drang in die Ferne verspüren, noch die Übermütigen und immer Fliehenden, die sich endlos von den Ereignissen treiben lassen, erahnen die eigentliche Tiefe des Lebens. Sich nicht in der Vergangenheit versteifen, aber sich auch nicht in der Zukunft verlieren, sondern die Gegenwart als „Wendepunkt des Geschehens“ begreifen: Für diese bedeutsame, ja lebensnotwendige Reflexion steht bei Eichendorff das „Fenster“.



Die an dieser Schwelle erfahrene Magie und die Zweideutigkeit der Welt fordern den am Fenster Stehenden zu einem tieferen Verständnis seiner Situation heraus: Natur und Transzendenz sind zwei wesentliche Dimensionen, die wir leicht aus den Augen verlieren können. Wir können beide nicht beherrschen, aber mit beiden über die Schwelle des „Fensters“ in Verbindung treten: Sie sind innerste Nähe und unendliche Ferne zugleich. In Einklang mit beiden zu leben ist für Eichendorff jenes Lebensziel, an das wir uns immer nur annähern können. Es findet seinen höchsten Ausdruck in der Liebe, welche sogar den Tod selbst zum „Fenster“ werden lässt: Er ist nicht das Ende, sondern Ort des Vernehmens des „Rufs der Ewigkeit“. Das Fenster ist für Eichendorff mithin ein „Ort der Erhellung der Welt und des Ich“ (50) und deswegen „Inspiration“ (53), auch für die Romantische Malerei, welcher der Autor einen eigenen Exkurs gewidmet hat (61-67). Damit wird seitens der Bildenden Kunst bestätigt, was Jentzmik

in seiner „Zusammenschau“ (68-77) auf den Punkt bringt, „dass es kaum ein räumliches, zeitliches, seelisches oder religiöses Verhältnis gibt, das sich nicht irgendwie am Fenster äußert“ (69). Übrigens hat der Autor seinen Reflexionen durch ein eigenes Fenster-Haiku und ein Foto aus einem Fenster der Villa d’Este in Tivoli eine zusätzliche persönliche Note gegeben (8f), ergänzt durch zwei zum Nachdenken anregende Fensterbilder seines Freundes Peter Croy.

Am Fenster stellen sich – wie bereits bei Augustinus in seinen „Bekenntnissen“ deutlich wird – „Erwartung und Verheißung“ (51) ein und deswegen ist es die richtige Metapher, um gerade in Zeiten einer Pandemie den Blick darüber hinaus in die Zukunft richten zu können und sich der damit aufgegebenen existentiellen Entscheidungssituation bewusst zu werden (57).

Mit seinen Ausführungen zum literarischen Motiv des Fensters ermuntert uns Jentzmik, bei Fragen der Deutung menschlicher Existenz in die Schule der Dichtung zu gehen. Dafür hat er uns dankenswerterweise Eichendorff neu, frisch und existentiell nähergebracht.

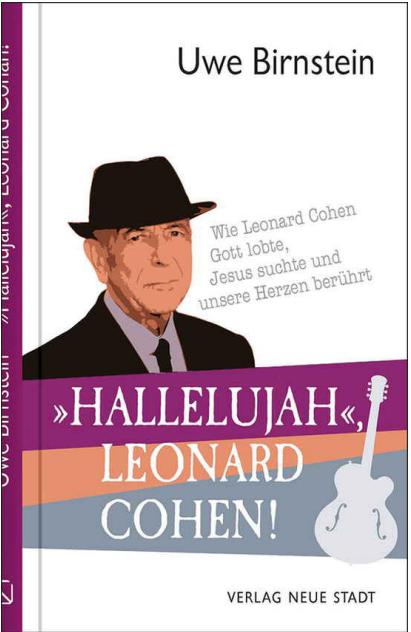
Markus Krienke

Uwe Birnstein
„Hallelujah“, Leonard Cohen!
Wie Leonard Cohen Gott lobte,
Jesus suchte und unsere Herzen berührt

München/Zürich/Wien: Verlag Neue Stadt. 2020
131 Seiten m. s-w Abb.
16,00 €
ISBN 978-3-7346-1233-3

Zugegebenermaßen: Die ideenlose Umschlaggestaltung wie auch der Titel des Buchs lassen kritische Leser zurückweichen. Der Untertitel „Wie Leonard Cohen Gott lobte, Jesus suchte und unsere Herzen berührt“ klingt nach dem programmatischen Dreischritt jener christlichen Musikkultur, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, mit christlicher Brille Biografien und Werke von Künstlern zu analysieren und dann eine Nähe zum Christentum zu attestieren, um eine gewisse (Selbst-)Bestätigung der Cohen’schen Hörerschaft im christlichen Milieu zu evozieren. Alle anderen Hörer mögen angesichts dieses Titels, der bereits die kitschige Vereinnahmung und Nivellierung des Musikers vorwegzuschicken meint, das Buch stirnrunzelnd beiseitelegen. Der Titel der 2014 erschienenen Biografie von Liel Leibovitz wirkt passender: „A Broken Hallelujah“.

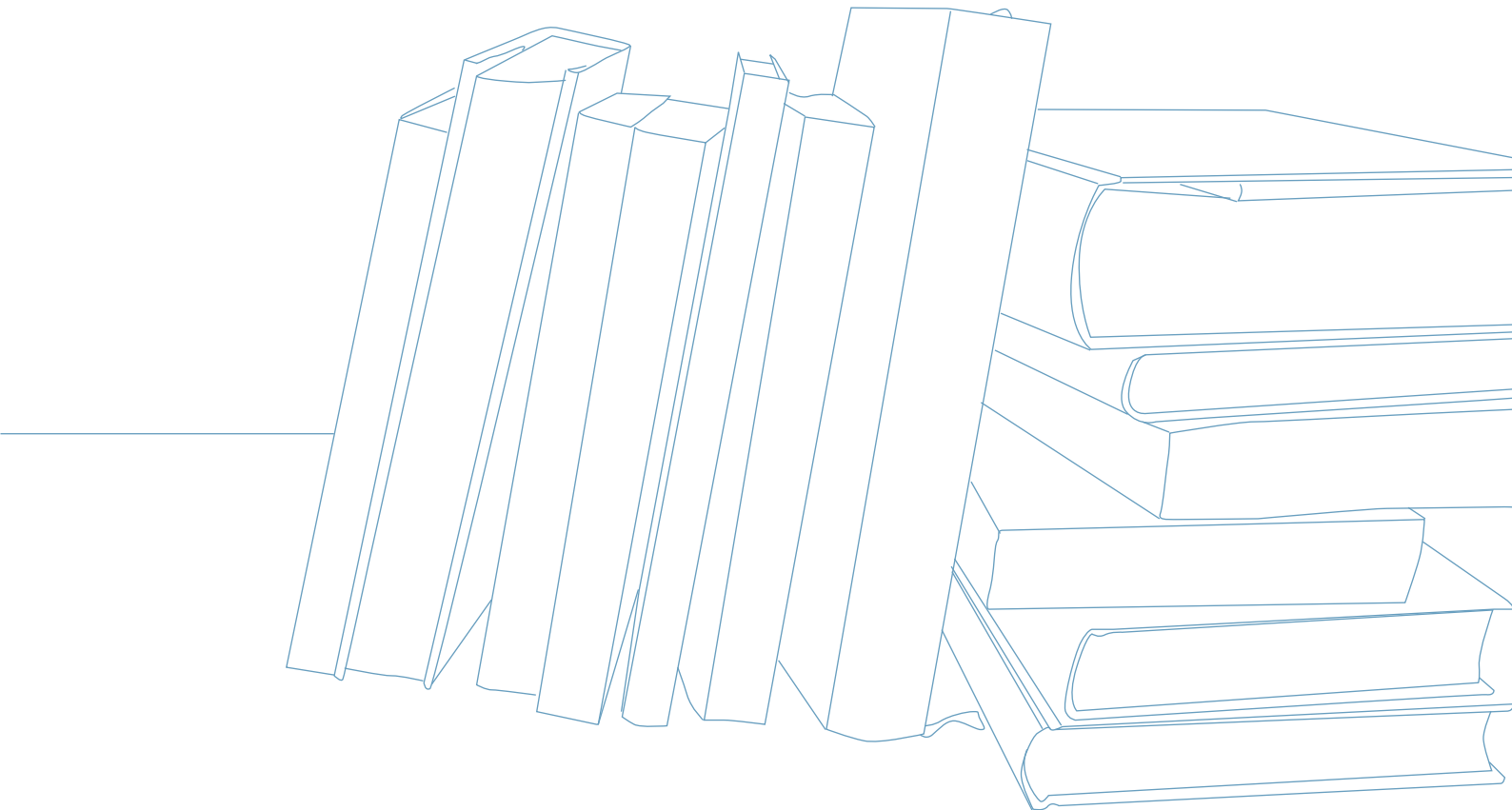
Doch der erste Blick täuscht: In seiner Veröffentlichung schafft Uwe Birnstein die Gratwanderung zwischen einer kritischen Analyse aus Sicht eines Theologen und einer belletristischen Annäherung an das Werk Cohens für die Leserschaft christlicher Literatur. Aufgrund des überschaubaren Umfangs von 130 Seiten und der sprachlichen Bekömmlichkeit des Werks, der man die Routiniertheit des Autors anmerkt, lässt sich das Buch durchaus an einem Abend lesen. Trotz der relativen Kürze schafft es Birnstein, eine Skizze der Biografie Cohens vorzulegen, die durch einige – in Lebensstationen – eingewobene inhaltliche Vertiefungen nicht oberflächlich daherkommt. Hierbei verbindet er biografische Ereignisse mit Werken Cohens und bietet theologische Interpretationsfolien. Die durch den Einband erzeugte Befürchtung ist unbegründet: Birnstein lie-



fert keine glatte Lebenserzählung Cohens, sondern räumt den abgründigen Seiten und Lebensphasen Platz ein – ohne diese wäre das Lebenswerk des Künstlers in seiner Tiefe nur schwerlich fassbar. Das Buch thematisiert Cohens komplexe Beziehungen, seine Einbrüche, die häufig der Allgemeinheit unbekannten Bedeutungen populärer Werke (Dance Met to the End of Love) als auch die spirituelle Reise des Künstlers.

Für Leserinnen und Lesern, die sich bereits eingehend mit den dem Œuvre Cohens und seiner Person beschäftigt haben, mag es an Ausführlichkeit und Tiefe der episodenhaften Erzählweise mangeln; Neues vermögen sie in den theologischen Deutungen und Explikationen Birnsteins entdecken. Das Buch richtet sich primär an Cohen-Neuentdecker oder langjährige Hörer, die sich mit Person und Werk näher auseinandersetzen möchten und einen Einstieg suchen. Ihnen kann das Buch – mit einer Warnempfehlung zum Einband – empfohlen werden.

Matthias Cameran



Verschwörungsmythen

Orientierung im Denken

konservativ?!

Was in der
Krise zählt

Philosophie / Ethik

Diesseits
von Eden

Klimaschutz

Mücke

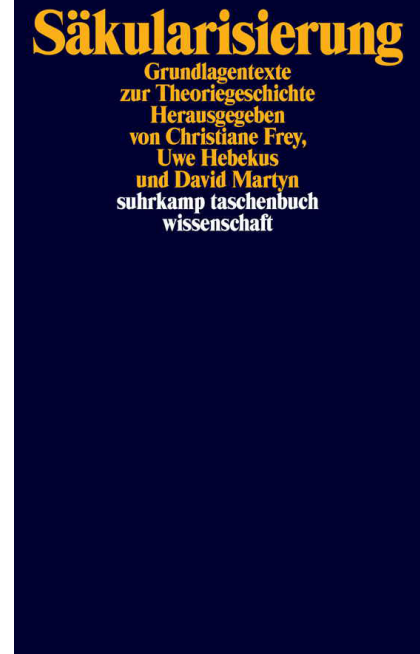
Weltuntergänge

Christiane Frey / Uwe Hebekus / David Martyn (Hg.)
Säkularisierung
Grundlagentexte zur Theoriegeschichte

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2020
765 Seiten
34,00 €
ISBN 978-3-518-29803-9

Heinrich Heine schon meinte, das Totenglöckchen für den sterbenden Gott zu hören. „Es ist der alte Jehova selber, der sich zum Tode bereitet“, schrieb er. Und Friedrich Nietzsche sah erstaunt, dass die Menschen immer noch die Kirchen bevölkerten, diese »süßduftenden Höhlen«, die für ihn ja nichts anderes waren als „Grüfte und Grabmäler“ des von ihm totgesagten Gottes. Sie tun es auch heute noch, aber tatsächlich leeren sich die Kirchen zunehmend, zumindest in Europa. Die Religion ist hier seit gut drei Jahrhunderten auf dem Rückzug und einflussreiche Philosophen, Soziologen, Psychoanalytiker und Literaten sitzen am Krankenbett dieses Gottes, eifrig bemüht, Sterbehilfe zu leisten und den Prozess der Säkularisierung immer weiter voranzutreiben, also die Verdrängung der Religion aus der Politik und die Ersetzung des Glaubens durch eine Lebens- und Weltorientierung, die nur noch das empirisch Überprüfbare und den Nutzen als einzigen Kompass zulässt. Andere Denker versuchen, die Krankheit zu verstehen und ein Heilmittel zu finden, um der Religion auch in säkularen Gesellschaften ihren Platz zu sichern.

Der von Christiane Frey, Uwe Hebekus und David Martyn herausgegebene Band dokumentiert mit einer 765 Seiten starken, chronologisch in vier Teile gegliederten Textsammlung dieses fortdauernde geistige Ringen um die „Theoriegeschichte“ der Säkularisierung in ihren unterschiedlichen Facetten.



Das erste der Textbündel umfasst den Zeitraum ab Mitte des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts und bringt ergänzend Schlüsseltexte von Augustinus, Dante und Luther. Auszüge aus den Schriften bedeutender Denker der Aufklärung von John Locke und Moses Mendelsohn bis Immanuel Kant, die nach den blutigen Zeiten der Religionskriege für den Toleranzgedanken warben, sind repräsentativ für diese Epoche. Dass Spinoza hier mit berücksichtigt wurde, ist sinnvoll, denn sein Pantheismus leitete über zum atheistischen Naturalismus.

Das zweite Textbündel bringt die fortschritts-gläubigen „Programme“ vom ausgehenden 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Dazu gehören u.a. Hegels Geschichtsphilosophie, Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ und Auguste Comtes Idee, Religion durch einen positivistischen Vernunftkult zu ersetzen. „Keinerlei Geheimnis soll die natürliche Gewissheit beeinträchtigen“, heißt es bei Comte. Für die teils radikal gegen Religion sich wendende Stimmung der Zeit stehen die antiklerikalen und atheistischen Aufrufe von Feuerbach und Marx sowie Ernest Renas islamkritische Schrift. Es wird deutlich, wie die rein innerweltliche Orientierung sich immer mehr in den Vordergrund schiebt, etwa bei John Stuart Mill, für den das Wohl des Menschen nicht erfordert, „die Grenzen der Welt welche wir bewohnen zu überschreiten“.

Die im dritten Teil zusammengestellten Texte aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeigen bereits eine gewisse Ernüchterung beim Blick auf die Säkularisierung und Ansätze zur positiven Neubewertung der Religion (Walter Rauschenbusch) bzw. eine selbstbewusste christliche Positionsbestimmung (Dietrich Bonhoeffer). Religiöse Kategorien werden nun auch zur Deutung soziologischer und ökonomischer Zusammenhänge herangezogen (Max Weber, Walter Benjamin, Karl Löwith). Vor allem ein Text von Hannah Arendt ist repräsentativ für die nun deutlich abgewogenere Einschätzung. Sie sieht richtig, dass die Verdrängung der Kirchen aus staatspolitischem Einfluss eher als Befreiung von einer Bürde anzusehen ist, mithin als Gewinn für die kirchlich verfasste Religion. Tatsächlich ist diese politische Rolle der Kirche ja unter Papst Gregor dem Großen (um 540-604) zugewachsen, als sie in einer Zeit der Anarchie und materiellen Not nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft in Italien ordnungspolitische Aufgaben übernehmen

musste. Der Staat hingegen, so Arendt, habe sich zwar von religiös-kirchlichem Einfluss gelöst, aber damit letztlich mehr verloren als die Religion, nämlich die Legitimität der Macht, aus der sich die Legalität der Gesetze ableiten ließ. Absolutismus und Revolutionen seien aus dem Versuch entstanden, eine vergleichbar absolute Geltung zurückzugewinnen.

Der vierte Teil bringt dann Texte zur aktuellen Diskussion ab Mitte des 20. Jahrhunderts. Tatsächlich rückt nun die von Arendt bereits angesprochene Frage der Legitimität und der Begründung eines ethischen Konsenses, der die Rolle einer religiös fundierten Lebens- und Weltorientierung übernehmen soll, in den Vordergrund. Immer noch gibt es ideologische Abwehrreflexe, etwa bei Richard Rorty, für den Menschen nur „komplexe, fähige, verwundbare Körper“ sind, womit er jede Verständigungsmöglichkeit brüsk zurückweist. Religion ist für ihn lediglich ein „Gesprächshindernis“, und es sei „geschmacklos“, religiöse Positionen in Diskussionen über öffentliche Angelegenheiten einzubringen. Für Jürgen Habermas allerdings ist das Gespräch mit der Religion sogar ein Mittel, „der schleichenden Entropie der knappen Ressource Sinn entgegenzuwirken.“ Säkularisierung vollziehe sich dann „im Modus der Übersetzung“ religiöser Gehalte in eine „rettende Formulierung“. José Casanova bestreitet sogar mit guten Gründen unter Hinweis auf nicht-europäische Gesellschaften, dass die zunehmende Säkularisierung mit einem immer weiter voranschreitenden Niedergang der Religionen notwendige Folge des allgemeinen Fortschritts sei. Und Saba Mahmood verweist auf den Widerspruch zwischen der vom säkularen Staat geforderten Toleranz und seiner regulierenden Eingriffe in die Praxis der Religionsausübung, etwa durch das Verbot der Verschleierung. Erhellend ist vor allem ein Text von Charles Taylor, der den stets noch möglichen Weg

weist aus der säkularen Selbsteinschließung in die Innerweltlichkeit. Die Höchststeigerung von Werten wie „Gut“, „Edel“, „Tugend“ könne erfahren werden als „unauslöschlich mit Gott oder etwas ontisch Höherem (Transzendente) verbunden“, womit der Glaube als „offensichtlich richtig, wohlbegründet, ja unbestreitbar“ erscheine – ein Gedanke, wie ihn schon der frühchristliche Theologe Pseudo-Dionysius Areopagita gefasst hat.

Die Herausgeber haben mit diesem Band eine nützliche Textsammlung zur Theoriesgeschichte der Säkularisierung zusammengestellt. Einführung und Einleitungen zu den vier Teilen bereiten gut auf die Lektüre vor. Protestantische, jüdische, islamische und atheistische Stimmen kommen gleichermaßen zu Wort. Verdienstvoll ist es, dass wichtige Texte islamischer Autoren erstmals in deutscher Übersetzung zugänglich gemacht werden. Katholische Stimmen fehlen allerdings fast vollständig, ein bedauerlicher Mangel des ansonsten hilfreichen Buches. Zu Habermas' Positionsbestimmung etwa hätte unbedingt ein Text Benedikts XVI. gestellt werden müssen, mit dem der säkulare Denker ja in einem intensiven und anregenden Austausch stand. Benedikts viel beachtete Bundestagsrede hätte ebenso in diese Sammlung gehört wie die bedeutende Enzyklika „Fides et ratio“ von Johannes Paul II. zum Verhältnis gegenseitiger Stützung von Glauben und Vernunft.

Hartmut Sommer

Michael Kühnlein (Hg.)

konservativ?!

Miniaturen aus Kultur, Politik und Wissenschaft

Berlin: Duncker & Humblot. 2019

495 Seiten

24,90 €

ISBN 978-3-428-15750-1

Im Jahre 1795 lobte Napoleon Bonaparte einen Preis aus für ein Verfahren, mit dem man verderbliche Lebensmittel haltbar machen und seine Soldaten ohne Plünderungen ernähren konnte. Die Lösung war: die Konservendose – eine rundweg praktikable, ja sogar äußerst menschenfreundliche Lösung für das anstehende Problem. In heutigen Zeiten gilt aus kulinarischen und ökologischen Gründen solches Konservieren als höchst umstritten und veraltet, bestenfalls als „old school“ belächelt. So geht es auch der weltanschaulichen Haltung des „Konservativen“ – gängige Zuschreibungen dazu sind: ewiggestrig, reaktionär, Reformverweigerer, Bremser des Fortschritts ... Andererseits erfordern augenscheinlich gesellschaftlich sowie individuell mitreißende und strukturverändernde Wandlungsprozesse auch eine konservative/erhaltende Umgangsform mit diesen. Man denke z.B. an den rasanten, verlustreichen Wandel in Sachen Klima, Artenvielfalt, Genpool, an die alles überrollende Globalisierung, Digitalisierung und Künstliche Intelligenz oder an neue Sitten am digitalen Stammtisch sowie in extremistischen politischen Gruppierungen.

Um verhärtete Lagerdebatten in diesem Dilemma aufzubrechen, hat Michael Kühnlein, Dozent für Philosophie und Politische Theorie an den Universitäten Frankfurt und Heidelberg, der erst vor kurzem ein über 900-seitiges Handbuch zur Religionsphilosophie und Religionskritik publizierte, einen Essay-Sammelband herausgegeben, in dem (111 an der Zahl!) sachkundige, hochkarätige und bekannte Politiker (z.B. W. Schäuble, G. Gysi, C. Özdemir), Kulturschaffende (z.B. I. Radisch, U. Tellkamp), Wissenschaftler (z.B. W. Singer, B. Tibi, V. Hösle) und Kirchenleute (z.B. Kardinal Woelki, A. Wucherpennig) „ohne ideologisches Marschgepäck“ ihre lebensge-



schichtlichen und -prägenden Erfahrungen mit dem Phänomen des „Konservativen“ in überschaubaren „Miniaturen“ zusammenfassen. Die Mehrzahl der Beiträge tendiert zu einem klugen, abwägenden und lebensnahen Sowohl-als-auch zwischen Bewahren/Kontinuität und Verändern/Zäsur, denn nichts erfordert ja so viel Treue wie ein lebendiger Wandel. Typisch dafür etwa folgende Grundaussagen: „Wenn alles bleiben soll, wie es ist, dann muss sich alles ändern.“ (der Journalist J. Kaube), „Bewahren des Bewährten, nur wenn man bereit ist, Unbewährtes fallen zu lassen“ (der Hirnforscher W. Singer) oder: „Traditionen weder um ihrer selbst willen bewahren, noch sie reflexhaft entsorgen“ (die Philosophin S. Flaßpöhler).

Provokativer und aufreizender sind natürlich extremere Positionen, die entweder das Konservative äußerst kritisch einschätzen, es gar als höchstgefährlich bewerten oder in ihm den adäquatesten Umgang mit sich und der Welt ansehen. Zu ersteren gehört z.B. S. Leutheusser-Schnarrenberger, ehemalige Bundesjustizministerin. Sie bringt den Konservatismus primär mit einer substanzlosen Unterwerfung des Menschen unter eine deutsche bzw. europäische Leitkultur in Verbindung, um angesichts eines schwindenden gesellschaftlichen Zusammenhalts einen völkisch-ethnischen Nationalismus zu erzwingen. Wer eine solch überkommene Staatsform auch nur anstrebe – und hier verwendet die Autorin eine theologische Kategorie – „macht sich schuldig.“ (163) Konkreter mit massiven Einwüfen gegen das Konservative wird z.B. der ehemalige Geschichtsfachlehrer und zeitweise Generalsekretär der Villa Vigoni, eines Netzwerks für europäischen Dialog, B. Roeck: „Konservative von begrenzter Intelligenz,... terrible simplificateurs, ... gewissenlose Zyniker“ (179) flüchten angesichts der verlustreichen Veränderungsgeschwindigkeit durch Globalisierung und Medienrevolution reflexartig in überkommene religiöse und vergangene gesellschaftspolitische Schemata, „als die Menschen noch fromm waren, die Familien intakt und die Nation kräftig, groß und nicht von Fremden verunreinigt.“ (178) Konservatismus gewissermaßen als Opium fürs einfache Volk, das zunehmend aggressiv um sich schlägt. Dies äußere sich in Hetze gegen Migranten, Moslems und Juden sowie Leugnung des Klimawandels.

Bedenkenswerte und kluge Argumente für das Konservative gibt es exemplarisch z.B. aus folgenden Perspektiven: Zunächst rekurriert man auf grundlegende anthropologische Zusammenhänge. Im Sinne des antiken „Natura non fecit saltus“ hebt der Frankfurter Neurophysiologe Singer den konservativen Charakter evolutionärer Abläufe hervor; radikaler Neuanfang ist in Entwicklungsprozessen nicht möglich, Aufbau auf Vorhandenem ist erforderlich. N. Bolz, Professor für Medienwissenschaften, sieht in der (Über-)Komplexität unserer Welt das gewichtigste Argument für das Konservative: Unsicherheit und Unvorhersehbarkeit verweisen auf – zumindest provisorische – Üblichkeiten und Routinen des Anknüpfens, die „Restabilisierungen“ für das endliche Wesen Mensch gewähren. Die Beweislast für die revolutionäre Veränderung habe stets der Veränderer. Geradezu in die Offensive geht der Publizist A. Grau, der das konservative Lager programmatisch dazu auffordert, gegen linksliberale utopische Entwürfe, die zur Zeit die Kulturhoheit erobert hätten, aber in autoritäre und nivellierende Zustände führten, ein eigenes Narrativ entgegenzusetzen, anstatt jene Stück für Stück zu adoptieren. Konservative Gesellschaftsformen mit den aufklärerischen Leitbildern von Freiheit und Individualität seien „wertvoller, reicher und menschlicher“ (157) als die Praktiken spätmoderner Eliten.

Summa summarum bieten die „Miniaturen“ ein argumentativ überreiches Panorama geistreicher Wortmeldungen zum fraglichen Thema, die die persönliche Lektüre absolut lohnen und als Impulse im Oberstufenunterricht oder für die Arbeit im Seminar beste Dienste leisten werden. Während die Talkshows der TV-Medien sich in Endlosschleifen leerlaufen, würde man sich für weitere diskussionswürdige Problemkreise unserer Gegenwart mehr derart seriöse und gehaltvolle Gedankenanstöße wünschen.

Gustav Schmitz

Michael Blume
Verschwörungsmythen
Woher sie kommen, was sie anrichten

Ostfildern: Patmos Verlag. 2. Aufl. 2020
160 Seiten
15,00 €
ISBN 978-3-8436-1286-9

In dem Film „Fletchers Visionen“ von 1997 deckt Jerry Fletcher (Mel Gibson) zusammen mit der Staatsanwältin Alice Sutton (Julia Roberts) eine ungeheure Verschwörung auf: Die CIA hat Menschen mit Hilfe von illegalen Experimenten zur Bewusstseinskontrolle gezielt zu Mördern ausgebildet, die in ihrem Auftrag unliebsame Zeitgenossen töten. Jerry Fletcher ist einer dieser Killer. Was den Film sehr spannend macht, ist nicht nur seine rasante Handlung, sondern auch, dass Jerry Fletcher in dem Film glaubhaft weiteren Verschwörungstheorien einen hohen Wahrheitsgehalt verleihen kann, die als moderne Sagen oder Legenden im kollektiven Bewusstsein gespeichert sind, wie z.B. die Versetzung des Trinkwassers mit Drogen durch die Regierung oder die Chemtrails.

Was dem Film „Fletchers Visionen“ einen unterhaltsamen Rahmen bietet, ist ein Thema, das in den letzten zwei bis drei Jahren verstärkt in den Fokus öffentlicher Aufmerksamkeit geraten ist. Verschwörungstheorien sind vor allem in der Zeit der Präsidentschaft von Donald Trump und durch die Corona-Pandemie stark befeuert worden. In vielen Medien gab es eine starke Resonanz auf die Thematik, die sich in einer vermehrten Berichterstattung sowie in einer differenzierten Auseinandersetzung zeigte. Dass die Anhängerinnen und Anhänger von Verschwörungen keine harmlosen Spinner sind, zeigte sich beim Sturm auf den Bundestag am 29. August 2020 oder auf das Kapitol am 6. Januar 2021.



Michael Blume, Antisemitismusbeauftragter des Landes Baden-Württemberg und von Hause aus Religions- und Politikwissenschaftler, hat dazu ein Buch mit dem Titel „Verschwörungsmythen“ geschrieben. Der Titel ist schon eine Anzeige: Blume verwahrt sich dagegen, den Begriff „Verschwörungstheorien“ zu benutzen, da Theorien auf wissenschaftlichen Grundannahmen und Diskursen beruhen. Anhänger von Verschwörungsmythen wollen Vieles, aber auf keinen Fall eine differenzierte und ausgewogene Auseinandersetzung über ihre Annahmen.

Der Verfasser sieht – ähnlich wie Karl Popper – den Ursprung der Verschwörungsmythen in Platons Höhlengleichnis, das er in seinem Werk „Politeia“ (Der Staat) als Beispiel für den Verblendungszusammenhang heranzieht, in dem Menschen unter diesen irdischen Bedingungen leben und gefangen sind. Schließlich kann sich einer aus der Höhle befreien und die Gefangenen zum wahren Licht der Erkenntnis führen, die in der Höhle nur schattenhaft vorhanden war. Für Blume zeigt dieses Gleichnis zwei Dimensionen von Verschwörungsmythen: 1. Es braucht eine/n starke/n Führer/in, der sich aus dem Verblendungszusammenhang befreien kann und die Menschen zur Wahrheit führt. 2. Ebenfalls beruhen Verschwörungsmythen auf einem dualistischen Weltbild, in dem alles binär kodiert wird: hier das Falsche, Schlechte und Unwahre, dort das Richtige, Gute und Wahre, hier der Feind, dort der Freund (Carl Schmitt).

Blume kann anhand der Beispiele von Hitler und Stalin zeigen, die gezielt Verschwörungsmythen einsetzten, dass die beiden Dimensionen – Führerprinzip und Dualität – in der Geschichte furchtbare Realität wurden und das Leben unzähliger Menschen kosteten. Der Autor zeigt aber auch eine dritte Dimension auf, die mit dem evolutionären Erben des Menschen zu tun hat und sich tief in die neurophysiologischen Strukturen des Gehirns eingegraben hat: Für das Überleben war es wichtig, überall Gefahren wahrzunehmen, auch wenn real keine vorhanden waren. Dieses paranoide Erbe nutzen Verschwörungsideologen aus, um gezielt Ängste zu schüren. Diese werden dann von ihnen aufgegriffen und in einen Mythos gegossen.

Verschwörungsmythen sind aber alles andere als harmlos. Sie beruhen oft auf historischen Vorbildern (z.B. Hexenverfolgung oder antijudaistische Ritualmordlegenden), die heute antifeministische und antisemitische Wiedergänger haben. Zugleich beinhalten sie den perfiden Mechanismus der Schuldumkehr: Den Opfern wird auf Grund bestimmter Verhaltensweisen und äußerlicher Merkmale die Schuld gegeben, dass sie Verfolgungen, Schmähungen und Angriffen ausgesetzt sind. Zugleich sind sie zutiefst autoritär, antidemokratisch und wissenschaftsfeindlich, weil Demokratie und Wissenschaft vom Austausch, von Kritik und differenzierter Auseinandersetzung leben. Dies alles scheuen Anhängerinnen und Anhänger von Verschwörungsmythen wie der Teufel das Weihwasser. Im letzten Kapitel zeigt der Verfasser auf, wie angemessen auf Verschwörungsmythen und deren Anhänger reagiert werden kann. Dafür erzählt er anschaulich aus seiner Praxis als Antisemitismusbeauftragter und als Dozent und macht Mut, es ihm gleichzutun.

Michael Blumes Buch ist für einen ersten Einstieg in die Thematik sehr gut geeignet. Man merkt, dass es aus der Praxis für die Praxis geschrieben ist. Es ist gut lesbar und regt dazu an, sich weiter mit Verschwörungsmythen auseinanderzusetzen, auch durch die Literatur, die im Anmerkungsapparat erwähnt wird. Von daher kann das Buch zur Lektüre sehr empfohlen werden. Kritisch zu vermerken ist das Fehlen eines Literaturverzeichnisses, was schade ist, weil die verwendete Literatur sehr interessant ist, aber mühsam aus dem Anmerkungsapparat herausgefiltert werden muss. Ebenfalls wäre ein gründlicheres Lektorat hilfreich gewesen, das die doch recht vielen grammatikalischen Fehler hätte eliminieren können. Weiterhin wäre noch zu fragen, ob das platonische Höhlengleichnis wirklich nur im Sinne des Urtyps aller Verschwörungsmythen gedeutet werden kann. Ist in ihm nicht auch ein aufklärerischer Impetus zu finden?

Detlef Schneider-Stengel

Peter Sloterdijk
Den Himmel zum Sprechen bringen
Über Theosophie

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2020
344 Seiten
26,00 €
ISBN 978-3-518-42933-4

Es gilt, „den Himmel zum Sprechen zu bringen“. Kenntnis- und variationsreich schweift Peter Sloterdijk durch die Religions-, Philosophie- und Theologiegeschichte: von den alten Ägyptern zur griechischen Antike, von der Antike zu den Patristikern, vom Aquinaten zu Friedrich Schleiermacher, Martin Heidegger und Kurt Flasch, kreuz und quer, hin und her. Das religiöse Phänomen lässt Sloterdijk nicht los. Immer wieder greift er es auf, ironisierend bis zur Parodie, aber auch geistreich reflektierend mit Argumenten, die, weil aus reicher Quellenkenntnis schöpfend, durchaus religionswissenschaftlich wie theologiegeschichtlich weiterführen. Entstanden ist das vorliegende Werk aus einem Freiburger Vortrag über „Religion nach ihrer Entzauberung“ und einem erweiterten Beitrag zu einer Festschrift für den Ägyptologen Jan Assmann.

Versagt die Religion tatsächlich vor der metaphysischen Frage? Ist Theologie nichts weiter als „Poesie“? Stehen die dogmatischen Lehr- und Fachbücher womöglich, wie einst in der Bibliothek bei Adolf von Harnack, nicht unter den Sachbüchern, sondern unter Belletristik, der „schönen Literatur“? Religionen sind für den ehemaligen Bhagwan-Jünger „literarische Produkte, mit denen Autoren um Klienten auf dem engen Markt der Aufmerksamkeit von Gebildeten konkurrieren“, wie es im Klappentext heißt. Doch sollte man nicht nur diesen, sondern auch das Pseudo-Nachwort am besten gleich zu Beginn der Lektüre aufmerksam studieren (339–343). Hier zeigt sich: Sloterdijk ist und bleibt philosophisch Nietzscheaner. Das im Epilog Dargelegte wirft helles Licht auf das mitunter recht kryptisch Formulierte. Jedenfalls wird hier auf den unsichtbaren Notenschlüssel verwiesen, dem das ausdrücklich Gesagte unterstellt ist.



Religion wird verstanden als Übung und Vorspiel „erhöhter Selbsterfahrung“. Ist diese erst einmal erreicht, könne man getrost auf Religion verzichten. Ansonsten befinden wir uns weltweit immer noch in der abendländischen „Götterdämmerung“, was gedanklich nicht weiterführt, aber soziologisch ausgeschmückt wird. Er spricht von „Soziophanie“ (166–182) und davon, dass die „Vorräte an vereinigender Naivität oder an soziogener Simulationsfähigkeit“ nicht wirklich „aufgebraucht“ seien (171).

Sloterdijk liebt diese Idiome. Er fördert ihr Design, weiß, wie einst die Sophisten, um ihre Macht. Doch er fragt weiter: Der Himmel, was ist das? Wir wissen es nicht. Was wir wissen, ist, so die These, dass er nicht spricht. Verdammt! Wir wollen es aber doch so sehr. Wir sehnen uns danach, ihn zu hören. Wir wollen, dass er sich uns zuwendet. Mehr noch: Wir wollen, dass er uns Geborgenheit schenkt.

Das Bild von der ägyptischen Himmelsgöttin Nut, die sich sternenkranz über die Erde beugt, „bietet das schönste aus dem Altertum überlieferte Emblem eines Schutzes durch das Umgreifende“ (7). Aus der Sehnsucht entsteht das Phänomen Religion in all seinen Variationen; und zwar dank einer sich allmählich entwickelnden, stets komplexer werdenden Theopoesie. Sie sei die Reaktion des Menschen auf den schweigenden Himmel. Die Dichter und Denker versuchen alles, um den Himmel zu Wort kommen zu lassen, entdecken aber schließlich, dass die ganze Geschichte nur das Narrativ von Menschen war (vgl. 339f.).

Seine „Entdeckungsgeschichte“ ist in manchem erhellend, in vielem schräg und insgesamt nicht überzeugend. Jedenfalls verfehlt Sloterdijk den Sinn der christlichen Botschaft. Er hört einfach nicht richtig zu. Schon den Römern waren doch die Christen suspekt. Sprachen sie nicht der Negation des Religiösen das Wort? Christen weigerten sich, „den Himmel zum Sprechen zu bringen“. Sie wussten, dass sie es nicht können. Jeder Versuch sei vergebende Liebesmüh, ja Blasphemie und trage insgesamt nur dazu bei, den Menschen von Gott zu entfernen. „Gott wohnt in unzugänglichem Licht.“ (1 Tim 6,16) Wir können ihn nicht zum Sprechen bringen, geschweige denn, Gemeinschaft mit ihm haben, die zum Heil führt.

Darin besteht ja gerade der Kern der Frohen Botschaft: Gott hat sich selbst in Jesus Christus offenbart. Er ist auf uns zugekommen; nicht umgekehrt! Und zwar in einer Weise und mit einem Inhalt, der gerade nicht theopoetisch oder sonst wie ersehnt, erdacht oder erdichtet werden kann. Im Gegenteil: „Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gekommen ist“ (1 Kor 2,9), das verkünden wir, das ist Inhalt der Frohen Botschaft.

Dennoch lohnt sich die Lektüre. Sloterdijk macht klar, was von den historischen Religionen und religiösen Suchbewegungen bleibt. Es ist nicht viel, nichts, was der Rede wert wäre. Das Christentum überlebt nur, wenn es sich nicht anpasst, sondern der apostolischen Tradition treu bleibt und sich auf Christus, den Gekreuzigten, beruft. Er ist das Wort. Er bringt den Himmel zum Sprechen. In ihm ist Heil.

Manfred Gerwing

Hans Peter Duerr

Diesseits von Eden

Über den Ursprung der Religion

Berlin: Insel Verlag, 2020

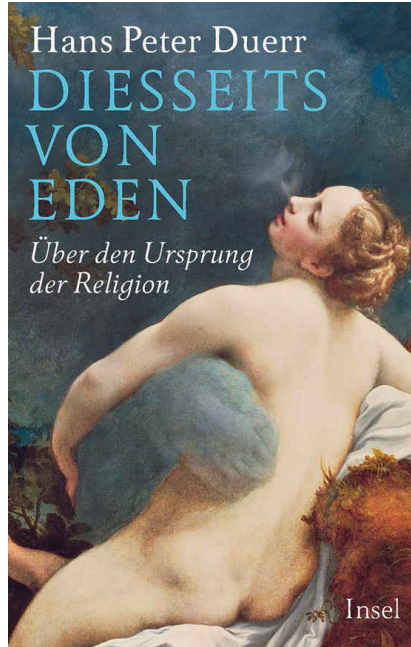
753 Seiten m. s-w Abb.

38,00 €

ISBN 978-3-458-17844-6

Bekannt wurde der Ethnologe Hans-Peter Duerr (geb. 1943) durch sein Buch „Traumzeit. Über die Grenzen zwischen Wildnis und Zivilisation“ (1978). Ich hatte damals dieses Buch verschlungen und war entsprechend gespannt auf sein Alterswerk. Es umfasst 751 Seiten, 472 Seiten Text, 129 Seiten Anmerkungen und 142 Seiten Literaturangaben und andere Nachweise bzw. Register.

Vorweg: Bemerkenswert ist an dem Buch, dass der Untertitel „Über den Ursprung der Religion“, was eine begriffliche Aufarbeitung betrifft, eigentlich bedeutungslos ist. Vielleicht habe ich einige Seiten übersehen, aber im Hinblick auf eine begriffliche Auseinandersetzung mit Religionstheorie(n) im weitesten Sinne habe ich insgesamt ungefähr 21 Seiten mit einschlägigen, oft nur wenige Sätze umfassenden Argumentationen gefunden (9, 26f, 31, 36ff, 83, 90, 173f, 181f, 191, 231, 233, 243, 328, 373, 463, 472). Es scheint ihm, wie man schon auf der ersten Seite lesen kann, ein Anliegen zu sein, Religionswissenschaftler bzw. -philosophen durch eine Überfülle von Zettelkasteninformationen als „verkappte() Theologen“ (9, hier unter Bezug auf Günter Lanczkowski) zu entlarven. dazu muss Duerr zunächst einmal metaphysische Fragestellungen, die nichts direkt mit weltanschaulichen Fragestellungen zu tun haben, weil sie von atheistischer wie poly- oder monotheistischer Perspektive her einen gleichartigen – nämlich philosophischen – Ausgangspunkt haben, abwerten. Sie beziehen sich darauf, wie man mit dem Problem, dass überhaupt etwas ist und nicht nichts, und weiterhin damit, wie man mit der grundlegenden Verslossenheit gegenüber aller empirischen Erfahrung dieses Seins / apersonalen Urgrundes von Allem / Gottes / der Götter etc., seiner / ihrer radikalen Transzendenz sachgemäß und ohne Projektion und Wunschdenken umgehen kön-



nen soll. Erst nach der Selbstvergewisserung über diese gemeinsame Ausgangsposition trennen sich dann die weltanschaulichen Perspektiven. Transzendenz ist für Duerrs objektivistische Perspektive hingegen das, was diejenigen als existent annehmen, die in trüben Hinterwelten herumfischen wollen, und das zugleich von den christlichen Theologen in einer Immunisierungsstrategie als das „totaliter aliter“ bezeichnet werde, „weshalb das Christentum meilenweit über allen ‚Stammesreligionen‘ stehe, die von Transzendenz gar keinen Begriff hätten“ (37). Dass das Bilderverbot möglicherweise eine große humane Erfindung ist, das ist für ihn wohl undenkbar. Als Ethnologe geht es ihm um die Bewahrung anderer Religionsformen von dem Vorwurf des Primitivismus. Dass das Bilderverbot möglicherweise eine der wesentlichen Abwehrinstanzen gegenüber fanatischem psychischem oder politischem Religionsterror darstellt, entspricht wohl nicht seiner

Perspektive. Entsprechend muss er seinen Begriff von religiöser Erfahrung sehr eng führen: Er hält es für „vielleicht sinnvoll, den Begriff religiöse Erfahrung für solche Erlebnisse zu reservieren, in denen ‚übernatürliche‘ personale Wesen ‚gesehen‘ und deren ‚Präsenz‘ gesprüht werden oder bei denen die Betreffenden davon überzeugt sind, daß derartige Wesen sie bewirkt haben“ (31). Ich habe den Eindruck, dass Duerr in der Tradition von Auguste Comtes Konzept des „metaphysischen Stadiums“ der Menschheit philosophische Grundbegriffe als willkürliche Begriffsschnitzereien abtut.

Das ganze Buch besteht weitgehend aus einer Darstellung von Einzelphänomenen. Wir finden – zum Teil hochinteressante Informationen – über Themen in Kapiteln mit Titeln wie „Erlebnisse während der Schlafanalyse / Die Erscheinungen der heiligen Jungfrau / Sex mit Jesus / Schamanismus und Besessenheit / Dämonen, Geistermedien und Multiple Persönlichkeiten“. Die Fülle der oft nur ganz knapp dargebotenen Belege droht den Leser zu erschlagen. Um ein Beispiel zu nehmen: Auf der Seite 322 finden sich folgende Bezüge unter der Kapitelüberschrift „Besessenheit als anale Penetration und als Eröffnung von Freiheiten“: magersüchtiges Mädchen gleich / Grab eines Sufis im südindischen Murugmalla / Neuengländerinnen im siebzehnten Jahrhundert / Dorf der kastenlosen Mädigas / heranwachsende Mädchen im Tonga-Archipel / Tungusen / Oemant im nordöstlichen Äthiopien / die „fromme Frau eines samoanischen Pastors (,die) splitternackt und laut die unanständigsten Dinge ausposaunend im Dorf umher(-lief)“. Die Sachhaltigkeit der vielen Bezüge kann ich nicht überprüfen. Mir ist als Dogmatiker schmunzelnd aufgefallen, dass Duerr die Unbefleckte Empfängnis (Thema Lourdes, 210f) mit der jungfräulichen Empfängnis verwechselt.

Seine Darstellung der inhaltlichen Beispiele erinnert mich stark an Charles Hoy Fort (1874-1932), einen US-amerikanischen Autor und Pionier der Beschäftigung mit unerklärten Phänomenen. Dieser widmet sich seinerzeit – in der Tradition der Paradoxographie stehend – dem Sammeln von „fortianischen“ (Theodore Dreiser) Meldungen. Fortianische Meldungen sind Nachrichten über seltsame Ereignisse. Dazu gehören beispielsweise Meldungen über Eis-, Fisch-, Froschregen, Super-Luftschiffe von anderen Planeten, uns überwachende Geister anderer Zeitalter etc. Duerr hat seinen – nicht parawissenschaftlichen, sondern empirisch fundierten – religionsfortianischen Zettelkasten zu einem Buch thematisch geordnet zusammengefügt. Und ähnlich wie Charles Hoy Fort, dessen Hauptinteresse eigentlich es war, die Beziehung zwischen den Phänomenen zu finden, gelingt es ihm nicht, trotz aller Vielzahl der Belege, eine Theorie über den Ursprung der Religion zu exponieren.

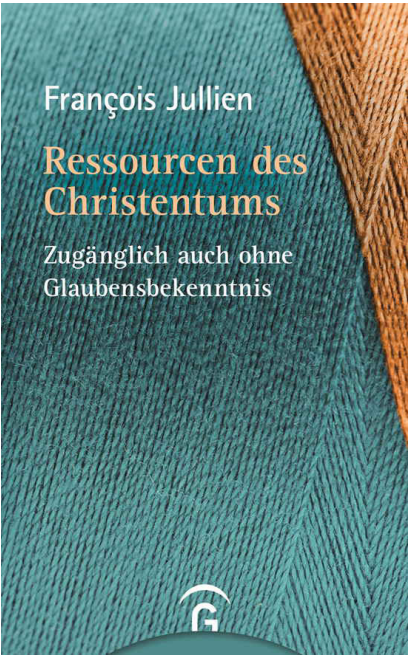
Und das ist sehr schade im Hinblick auf die Wirkung dieses monumentalen Buches. Wenn beispielsweise für die Sichtung der vielen ohne Überlegenheitsdünkel geschilderten religiösen, religionsförmigen, sexuellen etc. Selbstvollzüge Kriterien dargelegt würden, wie philosophische Durchdringung (auch etwa im Hinblick auf das in vielen Religionsstandpunkten thematisch oder unthematisch präsente Bilderverbot) oder die Frage nach der Menschenwürdigkeit oder -unwürdigkeit eines bestimmten Selbstvollzugs, und wenn Metaphysik als philosophische Reflexionsmethode nicht in der gleichen Hinsicht thematisch wäre wie ein geschildertes Phänomen, dann wäre dieses so viel Fleiß und Engagement in sich bergende Spätwerk nicht letzten Endes so enttäuschend ausgefallen.

Linus Hauser

François Jullien
Ressourcen des Christentums
Zugänglich auch ohne Glaubensbekenntnis
Aus dem Französischen von Erwin Landrichter

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2020
126 Seiten
15,00 €
ISBN 978-3-579-02395-3

In Reaktion auf den publizistischen Erfolg, den Vertreter des sogenannten „Neuen Atheismus“ seit der Jahrtausendwende in der medialen Öffentlichkeit erzielt haben, melden sich in jüngerer Zeit Philosophen zu Wort, die, obwohl nach eigenem Bekunden selbst nicht gläubig, über die in der Regel wenig plausiblen, logisch fehlerhaften Argumente der modernen Vulgär-Atheisten hinausgelangen möchten. Als prominentes Beispiel für den Versuch, den gesellschaftlichen Diskurs (wieder) auf eine seriöse, nicht länger primitiv-reduktionistische Grundlage zu stellen, kann der britische Philosoph Tim Crane angeführt werden, der 2017 das Buch „The Meaning of Belief. Religion from an Atheist's Point of View“ (vgl. die Rezension in EULENFISCH Literatur 1_2020) vorgelegt hat und darin treffend bemerkt: „In Wahrheit haben wir gar keine echte Debatte, sondern lediglich Leute, die aneinander vorbeireden oder sich anschreien.“ Während Crane sich lediglich darum bemüht, die Basis für eine solide wissenschaftliche Auseinandersetzung zu schaffen und nachzuweisen, dass Überzeugungen, die nicht unter die Alternative von wahr und falsch fallen, nicht notwendig irrational sein müssen, geht der sich ebenso als Atheist bekennende François Jullien in seinem 2018 erschienenen Buch „Les ressources du christianisme“ einen Schritt weiter. Er beklagt eine nicht nur für die laizistische französische Gesellschaft diagnostizierbare Verdrängung der kulturellen Ressourcen des Christentums und fragt sich, ob die einem solchen Befund entsprechende „ausweichende Haltung heute nicht bis hinein in die Kirche zu finden ist, die sich lieber mit Ökologischem oder Humanitärem als mit der nicht gestellten Frage beschäftigt: Was hat das Christentum dem Denken angetan?“



In der Tat konzentriert sich Jullien in seiner Schrift auf diejenigen Aspekte des Christentums, die dem Bereich des Denkens und Denkbaren zuzuordnen sind. Dessen kulturgeschichtliche Rezeption, insbesondere aber auch gesellschaftspolitische, gar spirituelle Implikationen, die der Titel seines Buches nahelegen könnte, ignoriert er weitestgehend. Bei seinen tiefsinnigen Betrachtungen handelt es sich daher um alles andere als einen Lebensratgeber. Methodisch-formal lassen sich Parallelen etwa zu Hannah Arendts „Vita activa“ feststellen. Hier wie dort werden kurze philologische Reflexionen, die sich an altgriechischen Grundlagentexten orientieren, zum Anlass für äußerst gewinnbringende philosophische Überlegungen. Bei Jullien nehmen diese ihren Ausgangspunkt nicht nur in der klassischen Antike, sondern stützen sich in der Hauptsache auf das Johannes-Evangelium, das, ohne dass es der Autor explizit erwähnt, mit den Motiven einer philosophischen Strömung aus dem ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts – der sogenannten „Lebensphilosophie“ – zu einer Synthese verbunden

wird. So bietet laut Jullien das Johannes-Evangelium eine Ressource, um mit der Frage umzugehen „Wie kann ich voll und ganz, d.h. tatsächlich lebendig sein [...], das mir innewohnende Leben in seinem aufsprühenden und üppigen Aufschwung, d.h. als Quelle des Lebens, zur Entfaltung bringen?“ Grundlegend dafür ist die johanneische Unterscheidung von $\psi\upsilon\chi\eta$ und $\zeta\omega\eta$, die beide in der deutschen Übersetzung des Neuen Testaments mit „Leben“ übersetzt werden.

Der Autor entfaltet einen beeindruckenden Spannungsbogen, der eine profunde Kenntnis des griechischen Originals erkennen lässt, nebenbei mit Bezug auf Joh 4,10ff religionspädagogisch und philosophiedidaktisch äußerst wertvoll vor der Gefahr eines dualistischen Symbolverständnisses warnt oder an anderer Stelle sinnvoll zwischen „glauben“ und „bezeugen“ bzw. „croire à“ und „croire en“ differenziert. Mithilfe der von ihm definierten Begriffe „Subjekt“, „De-Koinzidenz“, „Ipseität“ und „Ex-istenz“ sowie mit Rekurs auf Levinas entwickelt er eine „Dimension des Anderen“, die in einer positiven Uneindeutigkeit den christlichen Transzendenzgedanken zu säkularisieren scheint, ihn jedoch nicht banalisiert: „Ohne an die Auferstehung glauben zu müssen, aber durch den Abstand zu dem Vitalen seines Lebens, beginnt der Andere – jeder Andere –, erst nach seinem Tod voll und ganz mit dieser expansiven Liebe geliebt zu werden.“ Dass auch die das Absolute befördernde Liebe eine Ressource des Christentums darstellt, illustriert Jullien nahezu am Ende seines Gedankengangs in seiner Auseinandersetzung mit der Gegenüberstellung von $\alpha\gamma\alpha\pi\acute{\alpha}\varsigma$ und $\phi\iota\lambda\acute{\omega}$ im Zwiegespräch Jesu mit dem auf seiner „Liebe“ zu ihm beharrenden Petrus (Joh 21,15).

Der französische Philosoph hat mit den „Ressourcen des Christentums“ ein wichtiges und inspirierendes Buch vorgelegt. Eine Neuauflage sollte allerdings das äußerst schlampige Lektorat, das teilweise mehrere Fehler pro Seite und in einer Kapitelüberschrift sogar eine Sinnentstellung zugelassen hat, revidieren.

Jochen Ring

Terry Eagleton
Opfer
Selbsthingabe und Befreiung
Aus dem Englischen von Stefan Kraft

Wien: Promedia Verlag. 2020
176 Seiten
19,90 €
ISBN 978-3-85371-465-2

Einer in dieser Hinsicht zutreffenden Rezension im Feuilleton einer großen deutschen Tageszeitung zufolge geht es dem britischen Literaturwissenschaftler Terry Eagleton, der eine Professur für Englische Literatur an der Lancaster University innehat, in seinem hier angezeigten Buch um die Suche nach einem Übergang von einem katholisch geprägten Christentum zu einem unorthodoxen Marxismus. Das neueste Werk des Autors zahlreicher, auch in deutschen Verlagen veröffentlichter Publikationen erschien in englischer Sprache im Jahr 2018 und in seiner deutschen Übersetzung zwei Jahre später im Wiener Promedia-Verlag. Möglicherweise kein amüsanter Zufall, denn im Jahr 2018 gab der 200. Geburtstag von Karl Marx Anlass zu einer Flut zahlreicher Veröffentlichungen und noch zahlreicherer Veranstaltungen zu Leben und Werk des berühmten Mannes. Ein weniger großes, aber dennoch erhebliches Interesse fand 2020 der ebenfalls 200. Geburtstag seines Mitstreiters Friedrich Engels, der für Marx weit mehr als nur Freund und Finanzier war, sondern erhebliche eigene Beiträge zu den Grundlagen des marxistischen Denkens beisteuerte.

Schien durch die politischen Umwälzungen des Jahres 1990 die Ideenwelt von Marx und Engels zumindest aus europäisch-nordamerikanischer Sicht ein für alle Mal erledigt, so meldeten sich mit der Jahrtausendwende unter dem Eindruck neuer politischer, sozialer und ökonomischer Verwerfungen wieder vermehrt Stimmen, denen zufolge die Gesellschafts- und Wirtschaftsformen, die Marx mit dem Begriff des Kapitalismus bezeichnet hatte, nicht unbedingt das letzte Wort in der Geschichte sein müssen.



In diesem Zusammenhang erweckt das neue Buch des Autors Interesse, denn der Marxist Eagleton stammt aus einem katholischen Milieu. Er besuchte als Kind eine Klosterschule in Manchester und gehörte in jüngeren Jahren der linkskatholischen Bewegung Großbritanniens an. Er, der selbst auch auf dem Gebiet der katholischen Theologie publizierte, blieb diesen biographischen Wurzeln stets treu.

Von daher dürfte es die Aufmerksamkeit des heutigen katholischen Lesers finden, wenn Eagleton in der Einleitung zu seinem Buch die weitgehende Ignoranz geißelt, mit der politisch links orientierte Zeitgenossen dem Erbe der christlichen und speziell der katholischen Theologie und Glaubenslehre gegenüberstehen. Er resümiert: „Im Bereich der Theologie laufen selbst die subtilsten säkularen Denker Gefahr, in einen Sumpf aus Klischees und Missverständnissen zu stolpern.“ (7) Wenn in der Folge Eagleton den Versuch unternimmt, den katholischen Glauben und einen unorthodoxen Marxismus in eine produktive Verbindung zu bringen, dann tut

der Autor dies nicht durch einen stetigen Bezug auf konkrete soziale, ökonomische, politische, kulturelle und ökologische Konflikte der Gegenwart. Sein Zugang zu seinem Thema ist vielmehr ein geistes- und religionswissenschaftlich orientierter Diskurs entlang eines Themas, nämlich dem des „Opfers“.

Nachdem er verdeutlicht, dass in der Gegenwart die Idee von einer positiv und produktiv zu denken den Wirksamkeit des Opfers unmodern geworden ist, nicht mehr verstanden und als anachronistisch abgelehnt wird, entfaltet er eine anspruchsvolle Darstellung, an dessen Beginn das Opfer Jesu am Kreuz steht und an dessen Ende er – Marx und Engels aus einer ihrer Frühschriften zitierend – auf das Proletariat hinweist, das Opfer der kapitalistischen Wirklichkeit, das er als „einen Skandal [...], ein Dilemma und ein Rätsel“ (160) bezeichnet. Eine Charakterisierung, die sich so oder ähnlich auch in christologischer Literatur über den Gottessohn Jesus finden dürfte.

Der Autor weist mit dieser Verbindung des von den Herrschenden gemarterten Gottessohnes und des gemarterten einfachen Volks, auf der sozialen Stufenleiter unten stehend, nicht allein auf die Wirklichkeit krasser Willkür und Ungerechtigkeit hin, damals und heute. Es geht ihm in seinem Werk mehr noch um die von ihm wahrgenommene Tatsache, dass das Opfer die lebendige Wirklichkeit wandelt. So wie das Opfer und die Auferstehung Jesu die Welt umwälzte, so denkt er sich offenbar das moderne Proletariat als ein Subjekt, das durch sein Opfer und seine Rebellion die Welt neu machen kann. Eine gewaltige Perspektive, die auch Marx und Engels vorschwebte, über deren Verwirklichung Eagleton sich in seinem Buch aber nicht näher äußert.

Dem Grundgedanken, dass das Opfer eine notwendige Voraussetzung für eine Weiterentwicklung in ein positiv gedachtes Neues hinein ist, auch im Leben des einzelnen Menschen, geht Eagleton im Rahmen eines durch seine Belesenheit beeindruckenden Rundgangs durch die Geistes-, Philosophie- und Religionsgeschichte von der Antike bis heute nach. Das dürfte für manchen Leser zunächst keine leichte Kost sein, es sei denn, dass er Eagletons Darstellung zum Anlass nimmt, sich in die reiche Literatur, die sorgfältig in Anmerkungen nachgewiesen wird, einzuarbeiten.

Angesichts der problematischen Erfahrungen, die die Menschheit im 20. Jahrhundert mit einer Verbindung von Politik mit dem Gedanken des Opfers gemacht hat, fehlt in dem grundsätzlich zu empfehlenden Werk der Hinweis auf die Gefahren und den Missbrauch, die mit einer solchen Verknüpfung verbunden sein können.

Karl Heinz Lenz

Meister Eckhart
Die Reden zur Orientierung im Denken
Mittelhochdeutsch – Deutsch
Übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen
herausgegeben von Norbert Fischer

Hamburg: Felix Meiner Verlag. 2020
LXXXVII u. 128 Seiten
36,90 €
ISBN 978-3-7873-3871-9

Anzuzeigen ist hier eine neue Ausgabe der bekannten Frühschrift des damaligen Erfurter Dominikanerpriors Eckhart von Hohenheim in der philosophischen Bibliothek Meiner. Meister Eckhart hat in seinem wissenschaftlichen Studium als Magister und als Lektor – zweimal lehrte der „Lesemeister“ als Magister an der Pariser Universität – sein Verständnis eines begrifflich ausweisbaren „denken-den“ Glaubens erarbeitet. Zeitlebens verteidigt er seine Einsicht, dass ein solches Rationalitätsmodell den für einen Christen einzig überzeugenden und maßgeblichen Lebensentwurf darstellt. Nur durch eine vernunftgeleitete Theologie kann für Eckhart der Glauben von interessegeleiteten Verzerrungen durch Machtpolitik in den Staaten wie in der Kirche frei gehalten werden. Im Sinne seines dominikanischen Grundverständnisses sieht er seine Aufgabe darin, diesen Glauben wissenschaftlich zu fundieren und als solchen weiterzugeben.

Norbert Fischer stellt Eckhart mit seiner Vortragssammlung „die rede der unterscheidunge – Die Reden zur Orientierung im Denken“ (verfasst etwa zwischen 1294-98) als jungen Prior in Erfurt vor, der „als nüchterner, ein eigenes Urteil suchender Denker ... für sich und seine Hörer eine erste Orientierung in philosophischen Fragen erstrebt“ und auf diese Weise das Fundament einer vertieften religiösen Bildung errichten will. Den programmatischen Ausdruck „Orientierung im Leben [und im] Denken“



wählt Fischer auch für seine Wiedergabe des mittelhochdeutschen „unterscheidunge“. Eckhart, so Fischer, habe sich mit seinen Predigten nämlich auch an die einfachen Leute (wie Laienbrüder und die Frauen in den Beginenklöstern) wenden wollen und die Vorstellung einer nur den lateinkundigen Gebildeten zugänglichen Wahrheit verworfen.

Völlig zu Recht weist Fischer darauf hin, dass die immer noch weit verbreitete Einordnung Eckharts als „deutscher Mystiker“ (was immer das sein soll) „wenig mit dem Inhalt seiner Lehre zu tun [hat]... Sie erklärt sich eher aus dem im Zuge der Entstehung eines deutschen Nationalbewusstseins aufgekommenen Bemühen, Eckharts vorgeblich mystische Spekulationen als den Beginn einer spezifisch deutschen spekulativen Geistphilosophie zu sehen.“ (Klappentext).

In seiner Einleitung arbeitet Fischer sachliche Berührungen und Verweise zu wichtigen Autoren der christlichen Tradition hinaus. Da die „Die Reden zur Orientierung im Denken“ sich auf die existentielle Fraglichkeit endlicher Vernunftwesen fokussieren und somit „vom Eingeständnis der eigenen Endlichkeit und von der Ausrichtung auf Transzendenz geleitet“ sind, stehen sie nach Fischer „in einem Kontext, der alle endlichen Vernunftwesen betrifft, aber deren Kraft übersteigt.“ Dieser existentiell-praktische Zugang zwischen gesuchter Orientierung und erworbenem Vernunftgehorsam hebt sich deutlich von den Hauptlinien der Eckhart-Forschung ab, die sich dem neuplatonischen Hintergrund (liber de causis), den zeitgenössischen Auseinandersetzungen an der Sorbonne (esse est deus) und den im Prozess gegen Eckhart verhandelten Fragen widmen. Fischer wählt aus den 23 Reden Kernsätze aus, die durch Bezüge auf Rilke, Kant oder auch Augustinus (die Unruhe des menschlichen Herzens) erhellt werden: „Eckhart erstrebte keine ‚Rückkehr ins Eine‘ im Stile von Plotins ‚Henologie‘, befördert keine die Welt verachtende ‚Mystik‘, sondern zielt auf eine undogmatische ‚Metaphysik der Probleme‘ aus sokratischem Wissen des Nichtwissens.“ Daran schließen sich Überlegungen „zu Eckharts Auslegung Gottes als ‚Liebe‘“ und Hinweise zum Verhältnis von ‚natürlicher Vernunft‘ und ‚göttlicher Gnade‘ in den Reden an.

Eine besondere Hilfe stellt die Auflistung der Überschriften der 23 Reden dar. Sie fassen die jeweils verhandelte These in einer Art Merksatz zusammen. Der Vergleich der mittelhochdeutschen Originalfassung mit der modernen Wiedergabe ist dabei schon in sich höchst aufschlussreich. Neben der umfassenden Einleitung und der zweisprachigen Präsentation der Reden erschließt ein reicher Anmerkungsenteil insbesondere philosophische Quellen und Bezüge. Die gut gemachte Ausgabe bietet einen hilfreichen Einstieg, um Meister Eckhart als Denker kennenzulernen.

Hans-Jürgen Müller

Roland Knillmann / Michael Reitemeyer (Hg.)
Menschliche Gesellschaft 4.0
(Christliche) Beiträge zum Digitalen Wandel

Freiburg: Herder Verlag, 2020
141 Seiten
18,00 €
ISBN 978-3-451-38791-3

Eine Welt, in der die Digitalisierung alles und der Mensch nichts mehr selbst bestimmen muss, schildern Knillmann und Reitemeyer direkt zu Beginn; dabei bedienen sie sich eines Auszuges aus QualityLand, dem Buch von Marc-Uwe Kling, das eine dystopische Welt aufzeigt. Die Herausgeber des Sammelbandes betrachten dies als Warnung und nehmen daher die menschliche Gesellschaft 4.0 in den Blick. Grundlage für die im Buch enthaltenen Aufsätze ist eine Fachtagung, die im Juli 2019 vom Caritasverband für die Diözese Osnabrück e. V. und dem Ludwig-Windhorst-Haus, der Katholischen Sozialen Akademie des Bistums Osnabrück, initiiert wurde. Dabei sollte das Zentrum der Tagung (und damit des Buches) die Frage sein, wie Christen mit den digitalen Perspektiven umgehen und sich hierzu beraten lassen. Vier Bereiche werden dafür beleuchtet: Das neue Menschenbild, das durch die Digitalisierung entsteht, die Veränderungen in der Arbeitswelt, die Gefährdungen der Demokratie und die Frage nach der erleichterten Pflege.

All dies wird in dreizehn Aufsätzen näher untersucht, wobei die Autorinnen und Autoren unterschiedliche Vitae aufweisen: Vom Bundesvorsitzenden der Katholischen Arbeiterbewegung Andreas Luttmer-Bensmann über den CEO von BurdaForward Oliver Eckert bis hin zu Prof. Dr. Magnus Striet, Professor für Fundamentaltheologie in Freiburg. Diese Multiperspektivität bietet den Vorteil, dass sehr breite und teils auch unbekannte Haltungen präsentiert werden. So ist beispielsweise der Text der Philosophin Dr. Janina Loh, der einen Überblick zu Transhumanismus, technologischem Transhumanismus und kritischem Posthumanismus gibt, höchst lesenswert, da er insbesondere für theologisch Interessierte neue anthropologische Perspektiven eröffnet.



Hierin liegt aber zugleich auch ein markantes Defizit des Bandes. Die Vielfalt ist Segen und Fluch zugleich. Zwar wird eine Fülle an Themenfeldern eröffnet, die zum Weiterdenken anregen (können), sinniger wäre es aber gewesen, wenn sie direkt im Buch anhand von verschiedenen Zugängen näher beleuchtet worden wären: Ist die Digitalisierung für die Demokratie eine Chance oder eine Gefahr? Die Entwicklung der letzten Jahre zeigt deutlich, dass dies ein aktuelles und sehr bedeutendes Thema ist. Gerade in diesem Bereich zeigt sich jedoch, dass das Buch nur Anstöße liefern kann. Innerhalb von sieben Seiten handelt Brendel, Blogger und Journalist, die Rolle von Politik und sozialen Medien am Beispiel des Rezo-Videos „Die Zerstörung der CDU“ ab, blickt geradezu schnell auf Entscheidungsprozesse in Politik und Netz und die Rollen der Plattformen, um dann Schlussfolgerungen („Was zu tun ist“) aufzustellen. Dass dabei z. B. den Bildungseinrichtungen nur dreizehn Zeilen zukommen ist, besonders bedauerndswert. Oliver Eckert präsentiert ertragreiche Thesen zu Digitalisierung und Demokratie, die auf der Tagung, die die Grundlage des Buches darstellt, als Einstieg in die Podiumsdiskussion dienten. Leider verzichten die Herausgeber darauf, von ebendiesem Austausch ein Exzerpt abzudrucken.

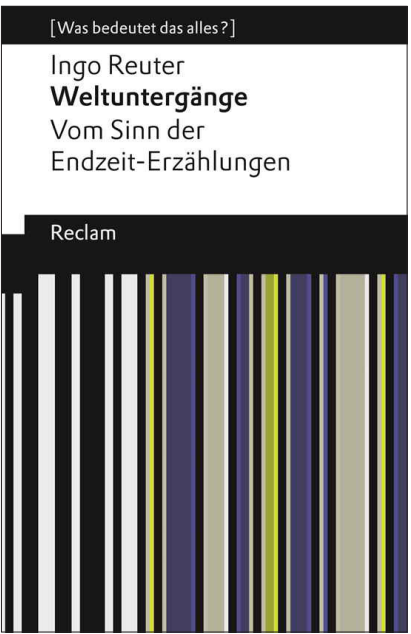
Der reine Tagungscharakter zeigt sich auch im formalen Aufbau des Sammelbandes, dem ein stärkeres Lektorat gutgetan hätte. Die einzelnen Aufsätze folgen keiner Stringenz. Diese muss zwar nicht dogmatisch sein, aber sollte zumindest einen klaren Lesefluss ermöglichen. So gibt es Texte mit Einleitungen und Zusammenfassungen, mal gibt es ausführliche Literaturangaben, bei den meisten aber nicht. Auch ist die Verteilung der Inhaltsbereiche ungleich, so umfasst Teil 4 – Erleichterte Pflege? – nur einen Beitrag. Zusammenfassend lässt sich trotzdem konstatieren, dass das Buch einen guten ersten breiten Überblick über die Veränderungen, die die digitale Welt mit sich bringt, gibt. Zur vertiefenden Auseinandersetzung mit einzelnen Themengebieten bedarf es dann aber weiterer, spezifischerer Lektüre. Dabei bleibt das Ziel, so formulieren es die Herausgeber absolut passend, „dass der Mensch weiterhin aktiv an der menschenwürdig humanen Qualität der Gesellschaft arbeiten muss“. Denn ein QualityLand, in dem der Mensch nur noch digital fremdbestimmt ist, kann aus keinerlei Perspektive wünschenswert sein.

Daniel Lomp

Ingo Reuter
Weltuntergänge
Vom Sinn der Endzeit-Erzählungen
Was bedeutet das alles?

Stuttgart: Reclam Verlag. 2020
93 Seiten
6,00 €
ISBN 978-3-15-019678-6

Dass die „Apokalypse des Johannes“ kein Weltuntergangsbuch, sondern ein Hoffnungs- und Trostbuch für die unterdrückten Gemeinden innerhalb des Römischen Reiches darstellte, betont der in Paderborn lehrende Ingo Reuter in seinem neuen Büchlein. Darin nimmt der kulturhermeneutisch arbeitende Theologe multiperspektivisch das Phänomen von Weltuntergangserzählungen (WUE) auf – seien sie nun schriftlich oder in der filmischen Popkultur umgesetzt – um zu fragen, welchen Sinn solche Erzählungen transportieren. So gibt es Fluterzählungen, wie die biblische Sinfluterzählung, die letztlich kathartisch wirken sollen. Daneben existieren WUE, die den Untergang durch Gefahren von außen (Angriff durch Aliens oder Zombies) beschreiben oder Untergänge in Form technischer Hybris. Reuter greift auch das Motiv der viralen Vernichtung der Gattung Mensch auf, ein Kapitel, das sicher vor Corona geschrieben, aber mit einem einleitenden Zusatz zur gegenwärtigen Lage ergänzt wurde. Eine grundlegende Systematik, die antike WUE von modernen unterscheidet, ist die Frage, wer für den Untergang sorgt: Gott oder Götter, die eine gerechte Strafe über die Menschheit kommen lassen für Bosheit, Sünde, Überheblichkeit etc. – oder der Mensch, der selbstverantwortlich durch technische Überheblichkeit dazu beiträgt, dass die Welt dem Untergang geweiht ist.



Seit den 1950er Jahren lässt sich ein Boom ausmachen, was die Verbreitung von modernen WUE angeht. Reuter führt dies auf die technischen Möglichkeiten im Zusammenhang der Atomtechnik zurück; der Mensch hält eine Technik in der Hand, die in der Lage ist, das Leben auf dem Planeten zu vernichten. Viele Romane und Filme greifen deshalb auf das Motiv der Weltvernichtung durch Atomkriege zurück. Die Frage, die die Macher solcher Werke dabei umtreibt, lautet: Was lässt sich damit über die Gegenwart aussagen? Was verraten WUE über die Natur des Menschen? Wo liegen gegenwärtig Gefahren? Gibt es eine Chance auf Besserung? Alle WUE reflektieren die Gesellschaft und die Rolle des Menschen hinsichtlich seiner schlechten Handlungen und hinsichtlich seines Potentials zur Besserung. Letztlich scheinen WUE vor allem darauf abzuzielen, dem Menschen die Endlichkeit seiner Existenz vor Augen zu führen und ihn zum Nachdenken darüber zu bewegen, welchen Sinn sein Leben haben könnte und wie er sich richtig und gerecht zu verhalten habe.

Ingo Reuter bietet interessante Zugänge zum Phänomen von WUE an. Der Leser bekommt viele Einblicke in popkulturelle Erzählungen und deren Umgang mit der Thematik. Dass Zombies und Aliens Spiegel des Menschen „at his worst“ sind, scheint einleuchtend zu sein. Inwieweit solche popkulturellen Erzeugnisse allerdings Einfluss auf unsere Bewusstseinsbildung haben können, stellt auch Reuter zur Diskussion. Ob Kinogänger nach Filmen wie „Armageddon“ oder „The Day after Tomorrow“ wirklich einen Sinn für mehr menschliche Solidarität entwickeln oder die Frage nach der Sinnhaftigkeit des eigenen Tuns hinsichtlich der Umwelt stellen, sollte nur höchst vorsichtig bejaht werden. Auch scheint die Lebensdauer von filmischen Helden, die Katastrophen abwenden oder nach Katastrophen einen Neuanfang wagen, im menschlichen Bewusstsein nicht allzu tiefe Spuren zu hinterlassen.

Etwas anstrengend sind Reuters erzählende Rekapitulationen diverser Filme und Serien; das hätte man kürzen müssen. Manche Gegenwartsanalysen kommen darüber hinaus leider allzu platt, beinahe populistisch daher. So kommt er beispielsweise bei seiner Analyse der „Apokalypse des Johannes“ in ihrer Bedeutung für die Gegenwart zu der Feststellung, wir alle heute seien die „Hure Babylons“. So einfach ist die Wirklichkeit dann doch nicht.

Johannes Lorenz

Nikil Mukerji / Adriano Mannino
Covid-19: Was in der Krise zählt
Über Philosophie in Echtzeit
Was bedeutet das alles?

Stuttgart: Reclam Verlag. 4. Aufl. 2020
120 Seiten
6,00 €
ISBN 978-3-15-014053-6

Dass Epidemiologen und Virologen gebraucht werden, um einer Pandemie zu begegnen, leuchtet ein, aber Philosophen? – Die beiden Autoren Mukerji und Mannino plädieren nachdrücklich dafür, denn man benötigt Entscheidungstheorie und Risikoethik, um zum Beispiel die Frage anzugehen, welche Fachdisziplinen relevant sind und was man tun soll, wenn sich die Experten nicht einigen. In der akuten Krise kann die Philosophie nicht warten, bis die empirischen Daten komplett sind und die Fachdiskussion abgeschlossen ist, sondern man benötigt Heuristiken, um mit Unsicherheit und Dissens umzugehen. Gefragt ist „philosophy with a deadline“ (Nick Bostrom), Echtzeitphilosophie, und dies vor, während und nach der Krise. Dabei ist die Covid-19-Epidemie in Deutschland ein Anlass, über diese Fragen nachzudenken, deren Bedeutung über die aktuelle Krise hinausweist.

Am 20. März 2020, als in Deutschland täglich knapp 3.000 Neuinfizierte gemeldet wurden, sagte Lothar Wieler, der Chef des Robert-Koch-Institutes, diese Entwicklung sei unvorhersehbar gewesen. Mukerji und Mannino widersprechen: Mit Pandemien sei nach der Spanischen Grippe (1918-1919), der Verbreitung von HIV und anderen Viren stets zu rechnen gewesen und mit dem Ansteckungspotential sowie der Letalität des neuen Virus hätte man nach den Beobachtungen in China rechnen müssen. Aus Vorsicht hätten deshalb vor der Krise vorausschauende Maßnahmen eingeleitet werden müssen, so die Autoren, um die späteren sehr viel drastischeren überflüssig zu machen.



In der Krise reagierten Bund und Länder am 22. März 2020 mit Maßnahmen zur strikten Beschränkung sozialer Kontakte. Dadurch wurde eine Überlastung der Intensivkapazitäten vermieden und Zeit gewonnen, um längerfristige Strategien gegen das Virus zu beraten. Die Autoren begrüßen diese Maßnahmen und plädieren längerfristig für die Kombination einer Eingrenzungsstrategie, um die Reproduktion des Virus klein zu halten, mit einer Abgrenzungsstrategie, um bedrohte Bevölkerungsgruppen besonders zu schützen.

Doch nach der Krise ist vor der Krise. Gefährliche Viren springen immer wieder von Tieren auf Menschen über, deren Immunsystem auf die neuen Erreger nicht vorbereitet ist. Die Haltung vieler Tiere auf engem Raum und das Verspeisen von Wildtieren steigern das Risiko solcher Zoonosen; der Verzicht auf Wildfleisch und die Änderung der Haltungsbedingungen von Haustieren könnten also als Vorsichtsmaßnahmen gegen eine künftige Pandemie ethisch geboten sein. Eine ähnliche Argumentation wenden die Autoren auf das Klimaproblem und die Verbreitung künstlicher Intelligenz an. Auch hier ist Philosophie in Echtzeit gefragt, also eine Entscheidung auf unsicherer empirischer Grundlage, die selbstredend zur Selbstkorrektur bereit sein muss.

Der besondere Charme der Arbeit ist die „Echtzeit“. Darunter versteht man in der Welt der Computer, dass der Nutzer die Millionen Rechenoperationen der Maschine nicht bemerkt, sondern ohne Verzögerung agieren, z.B. spielen oder Videos anschauen, kann. Nun haben Mukerji und Mannino in ihrem Essay nach eigener Angabe die Daten bis zum 3. April 2020 berücksichtigt, im Mai ist das Buch ausgeliefert worden und im August erreichte es in vierter Auflage Platz 4 der SPIEGEL Bestsellerliste. In dieser Zeit ist aber eine Menge passiert. Seit Mitte April demonstrierten Menschen gegen die von der Regierung getroffenen Maßnahmen, am 1. August waren 30.000 „Querdenker“ in Berlin. Man konnte lernen, dass Maßnahmen zur Infektionsbekämpfung wenig bringen, wenn die Bevölkerung nicht mitzieht. So gesehen hat die Kanzlerin am 18. März 2020 einen Kairos für ihre Fernsehansprache erwischt und mit den drastischen Kontaktbeschränkungen vor dem Hintergrund der Bilder aus Italien ein radikales Umdenken und eine wirksame Verhaltensänderung auslösen können. Philosophie in Echtzeit hätte das im Mai 2020 mitbedacht; aber dazu hätten Mannino und Mukerji sich nicht in einem Reclam-Bändchen, sondern in einem flexibleren Medium äußern müssen.

Karl Vörckel

Mehr Demokratie e.V. /
BürgerBegehren Klimaschutz e.V. (Hg.)
Handbuch Klimaschutz
Wie Deutschland das 1,5-Grad-Ziel einhalten kann

München: oekom Verlag. 2020
125 Seiten m. farb. Abb.
20,00 €
ISBN 978-3-96238-237-7

Dieses Handbuch ist anders – nicht nur in der Größe A4, sondern in der klaren Ausrichtung und konkreten Umsetzung. Die Stimmen der neun Wissenschaftler zu Beginn wecken eine hohe Erwartung an Solidität der Information. Auftraggeber ist „Mehr Demokratie e.V.“, Projektträger das „Bürgerbegehren Klimaschutz e.V.“

Grafiken zu Klima, dem Handeln der Menschen und der Dynamik des Klimawandels geben einen ersten Überblick. Eine Zusammenfassung rundet den Einstieg ab. Fußnoten und wissenschaftliche Hintergrundinformationen wurden ins Internet ausgelagert <https://handbuch-klimaschutz.de>. Fragekästen am Ende jedes Kapitels regen zum Dialog über die jeweilige Lösung an. Wer noch daran zweifelt, dass eine ambitionierte Klimapolitik der Imperativ für dieses Jahrzehnt ist, profitiert besonders von der Lektüre. Die Zielgruppe ist zuerst die Zivilgesellschaft und die Politik, für den Schulunterricht der höheren Klassen eignet es sich ebenfalls.

Das Pariser Klimaabkommen von 2015 ist ein völkerrechtlich verbindlicher Vertrag, mit dem Ziel, die globale Erwärmung auf 1,5°C bzw. deutlich unter 2,0°C zu begrenzen. Business as usual führt zu 4-6°C Erhitzung bis 2100 mit unabschätzbaren Folgen. Schon jetzt nähert man sich Kipppunkten an, die eine sich selbst verstärkende Dynamik auslösen. Tauende Permafrostböden, Brände in den Regenwäldern, in Kalifornien und Australien zeigen die Dringlichkeit.



Ausgehend von einem Restbudget an Emissionen, gemessen in Megatonnen CO₂-Äquivalenten (1TE = 1 Mt CO₂ eq), zeichnet das Handbuch für Deutschland verschiedene Wege bis 2050 auf. Die Klimaziele der Bundesregierung reichen bei weitem nicht aus. Der Minderungspfad des Handbuchs ist ambitioniert, aber machbar. Weil die Zeit drängt und die Politik zu zögerlich ist, gibt es einen Exkurs zu einem Klima-Bürgerrat. Der Teil „Wege der Transformation“ schlüsselt die Quellen klimaschädlicher Emissionen auf und hiermit, an welchen Stelle anzusetzen ist.

Mit den richtigen Rahmenbedingungen gelingt Umstellung. Das zentrale Instrument ist ein angemessener, verlässlich steigender CO₂-Preis, damit Unternehmen, Verbraucher und Kommunen in ihren Investitionsentscheidungen sich frühzeitig darauf einstellen können. Dazu gehört die Abschaffung klimaschädlicher Subventionen, die in Deutschland jährlich etwa 50 Mrd. Euro betragen. Derzeit beträgt der CO₂-Preis unter 50 €/TE, in anderen europäischen Ländern liegt dieser über 100 €. Die Schäden aller klimaschädlichen Emissionen werden auf 1800 €/TE geschätzt.

Allein am Preis zu schrauben reicht nicht, erst Alternativen und Änderungen im Planungs- und Ordnungsrecht ermöglichen den Umstieg. Beim Hausbau und der Sanierung braucht es Vorgaben hinsichtlich des Energieverbrauchs. Häuser, die ihre Energie für Strom und Wärme selbst erzeugen, gibt es schon längst. Das Elektroauto dient zudem als zusätzlicher Speicher. Wenn der Lebensstil sich an Effizienz und Suffizienz ausrichtet, lassen sich erhebliche Emissionen einsparen. Dazu gehört ein bewusster Konsum, was sicher kein Verlust bedeutet, sondern weniger Müll und Übersichtlichkeit im Kleiderschrank bewirkt. Seitens der Hersteller braucht es den Übergang in eine Kreislaufwirtschaft. Erfreulicher Nebeneffekt wäre, dass sich beispielsweise Mobiltelefone besser reparieren ließen. Weil Unternehmen untereinander in Konkurrenz stehen, helfen Industriestandards auf europäischer Ebene, denn Recycling beginnt beim Design.

Die Finanzierung der Transformation ist insofern weniger problematisch, da es sich um Investitionen handelt, die sich schon bald rentieren. In Zeiten der Krise und Null-Zins gibt es kaum bessere Möglichkeiten als in Erneuerbare Energien zu investieren, zumal andere Sektoren ebenfalls elektrifiziert werden. Investitionen in fossile Technologien sind hingegen riskant. Im Handbuch wird das Verlustpotenzial der „Carbon Bubble“ auf 43 Billionen Euro geschätzt. Deshalb schichten Shell und BlackRock um, die bisher gewiss keine Klimaschützer waren.

Die Transformationspfade in den Sektoren Energie, Wärme, Verkehr, Industrie, Landwirtschaft, Bodennutzung und Abfallwirtschaft sind detailliert dargelegt. Es wurde ein Pfad mit klarer Richtung gewählt, ohne zu überfordern. Das Handbuch zeigt, wie Deutschland 2050 1,5°C-kompatibel werden kann, sofern der politische Wille vorhanden ist. Leider fehlt der Bezug zur Artenvielfalt. Dabei gehört die Biodiversität ebenso zu den Lebensgrundlagen wie das Klima. Beide sind tief miteinander verwoben und brauchen Schutz. Lichtverschmutzung, Straßen und Glasfronten bedrohen Vögel und Insekten deutlich stärker als moderne Windkraftanlagen.

Georg Horntrich

Frauke Fischer / Hilke Oberhansberg

Was hat die Mücke je für uns getan?

**Endlich verstehen, was biologische Vielfalt
für unser Leben bedeutet**

München oekom Verlag. 2020

219 Seiten m.farb. Abb.

20,00 €

ISBN 978-3-96238-209-4

Der dramatische Verlust von Biodiversität, welches als das größte massenhafte Aussterben seit dem Verschwinden der Dinosaurier gilt, dürfte vielen bekannt sein. Aber das Wissen über die Ursachen und Folgen für das menschliche Leben ist nicht so verbreitet, wie es notwendig wäre. Und erst recht hat sich die Erkenntnis nicht im Handeln der Politik und der Bevölkerung niedergeschlagen. Klimawandel und Artensterben sind eng wechselwirkend miteinander verknüpft. Hier leisten die Biologin Frauke Fischer und die Umweltwissenschaftlerin Hilke Oberhansberg mit ihrem Buch nötige Aufklärung. Es ist fachlich solide und dennoch locker geschrieben, dass sowohl Schülerinnen und Schüler der Mittel- und Oberstufe als auch Vorstände es begreifen – wobei ich mir bei denen von Bayer/Monsanto nicht so sicher bin.

Der erste Teil des Buches widmet sich dem Verstehen von Ökosystemen und der Folgen, wenn diese beeinträchtigt werden. Zerschneidet beispielsweise der Bau einer Autobahn einen alten Wald, entstehen zwei gestörte Ökosysteme, die beide nicht mehr intakt sind. Ähnlich verhält es sich bei der Ausweitung landwirtschaftlicher Fläche oder bei zu großen Entnahmen von Ressourcen (Holz, Öl, Überfischung).



Die Ökosystemdienstleistungen der Natur sind weitaus höher als die damit korrespondierende ökonomische Wertschöpfung, was nicht allen klar ist. Allein die Bestäubungsleistung der Insekten und nicht nur der Bienen schätzt man auf mehrere Hundertmilliarden Euro. Die Reinigung des Grundwassers durch einen lebendigen Boden und die Speicherung von Regenwasser ist technisch kaum zu leisten. Städtisches Grün filtert verschmutzte Luft und dämpft hohe Temperaturen. In den tropischen Regenwäldern finden sich Pflanzen und Tiere, die medizinisch höchst relevant sind, was die Indigenen zu nutzen wissen. Die industrielle Nutzung der Regenwälder bedroht die Artenvielfalt und ebenso die Kultur der dort lebenden Völker.

Der zweite Teil beschreibt die Bedeutung intakter Biodiversität für einzelne Lebensbereiche. Eine Vielfalt von Kleinstlebewesen lockert den Boden auf, wodurch dieser Wasser speichert und in das Grundwasser weiterleitet. Die Bestäubungsleistungen der Insekten sind essenziell, dennoch werden diese Vorleistungen der Natur durch Überdüngung und Pestizide zerstört. Massentierhaltung belastet das Grundwasser und die regelmäßige Gabe von Antibiotika im Tierfutter führt zur Bildung von Resistenzen, welche die Gesundheit der Menschen unmittelbar gefährden. Monokulturen sind zwar effizient, aber anfällig. Ein einzelner Pilz bedroht derzeit die Standardbanane, der Borkenkäfer vernichtet bei Trockenheit die Fichtenmonokultur ganzer Wälder. Beim Anbau unterschiedlicher Arten schützen diese sich wechselseitig vor Schädlingen und verringern Ernteverluste bei Wetterextremen. Die Überfischung zerschneidet die Nahrungskette der Meerestiere und dringt dabei in die Zonen ein, in denen der Nachwuchs aufwächst, was die Lebensgrundlagen der einheimischen, küstennahen Fischer zerstört.

Die Leistungen von Ökosystemen bei der Regulierung des Wasserkreislaufes und damit der Widerstandskraft bei Dürre und Flut sind kaum technisch zu ersetzen. Pflanzen im städtischen Raum reinigen die Luft, dämmen den Lärm und schwächen Temperaturextreme ab. Doch leider sind unsere Städte eher Betonmonokulturen. Hier wird deutlich, wie Klimawandel und Artenvielfalt sich wechselseitig bedingen. Allein die Betonherstellung ist so energieintensiv, dass sie einen relevanten Anteil an CO₂-Emissionen ausmachen – dabei gibt es Alternativen zum bisherigen Bauen. Kaum ein Lebensvollzug hängt nicht von einer intakten Biodiversität ab, deshalb ist ihre Bewahrung elementar für ein gutes Leben jetzt und in der Zukunft.

Der kurze dritte Teil stellt eine nutzenorientierte anthropozentrische Perspektive in Frage, denn die Natur hat einen Eigenwert und für indigene Völker eine religiöse Bedeutung. Bis heute ist ein Großteil der Arten noch unbekannt. Zuletzt werden die bestehenden Initiativen beschrieben und Möglichkeiten zum Schutz artenreicher Gebiete. Was passiert, wenn der Mensch die Grenzen der Ökosysteme nicht respektiert, sehen wir derzeit an der Covid-19-Pandemie. Zoonosen sind nicht neu und zum Teil absehbar (wie aus der auf Seite 84 erwähnten Studie chinesischer Forscher hervorgeht).

Dieses Buch gehört in jede Schulbibliothek, weil es gut verständlich die vielfältigen Vernetzungen der Arten beschreibt. Hilfreich ist es für die Kommunalpolitik, um Flora und Fauna fachgerecht zu schützen, denn davon hängen Lebensqualität und Gesundheit der Menschen vor Ort ab.

Georg Horntrich

Die konvivialistische Internationale
Das zweite konvivialistische Manifest
Für eine post-neoliberale Welt
Übersetzt aus dem Französischen von
Michael Halfbrodt

Bielefeld: transcript Verlag. 2020
140 Seiten
10.00 €
ISBN 978-3-8376-5365-6

Den Begriff „Konvivialität“ hat der Philosoph und vormalige Jesuit Ivan Illich in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts im Zusammenhang mit seiner Technikkritik geprägt. Er führt damit ein Bewertungskriterium für technologische Errungenschaften ein: Sie dürfen ein Gemeinwesen nicht systematisch überfordern, die Souveränität der Gesellschaft gegenüber der Technik nicht gefährden. Genau in diesem Sinne wurde der Begriff in den letzten Jahren, vor allem im Zusammenhang der Degrowth-Bewegung, wiederentdeckt und entscheidend weiterentwickelt. Andrea Vetter zum Beispiel arbeitet in ihrer ebenfalls im transcript Verlag erschienenen Dissertation („Konviviale Technik“) eine entsprechende Kri- teriologie aus: Beziehungsqualität, Verbundenheit mit allem Lebendigen, Zugänglichkeit, Anpassungsfähig- keit, Angemessenheit usw. sind die Maßstäbe, die an jede Technik anzulegen wären. Das „konvivialistische Manifest“ löst sich von dieser Begriffsgeschichte und definiert Konvivialismus in einem sehr weiten Sinne als „Kunst des Zusammenlebens“. Sucht man nach de- ren näherer inhaltlicher Bestimmung, so gibt bereits der Untertitel Aufschluss: Konvivialismus wird hier als Gegenentwurf zum herrschenden Neoliberalis- mus verstanden. Vor allem der Finanzkapitalismus, der sich gegenüber der Sphäre der Realwirtschaft weitgehend verselbstständigt hat, steht im Fokus und wird als Hauptursache der globalen sozialen wie ökologischen Verwerfungen beschrieben. Bereits an dieser Stelle melden sich die ersten Zweifel: Ist dies nicht eine analytische Engführung, die die aktu- ellen Bedrohungsszenarien nur unzulänglich erfasst? Weist hier nicht bereits der Stichwortgeber Ivan Il- lich mit seinem Postulat der Rückkehr zum menschi- chen Maß und der darin enthaltenen Kritik am Indus- trialismus einen viel radikaleren Weg?

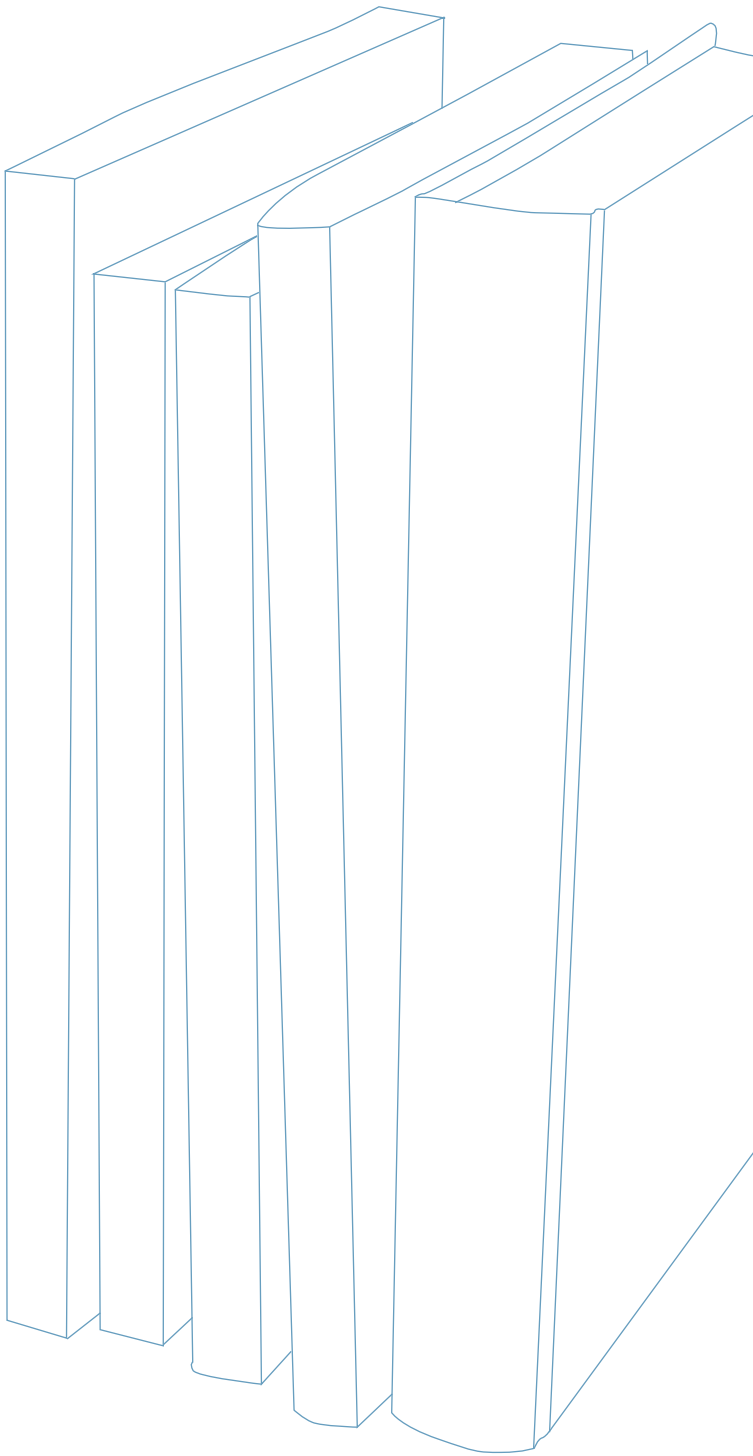


Aufschlussreich ist der Vergleich mit dem ersten, auf Deutsch im Jahr 2014 erschienenen konvivia- listischen Manifest, dessen Unterzeichnerkreis sich damals im Wesentlichen auf französische Intellek- tuelle beschränkte. Die Prinzipien, die man dem ne-oliberalen Zeitgeist entgegensetzte (gemeinsame Menschheit; gemeinsame Sozialität; legitime Indivi- duation; schöpferischer Konflikt), werden nun durch einen fünften Imperativ ergänzt: das Prinzip der gemeinsamen Natürlichkeit, des Eingebundenseins ins Netz alles Lebendigen, der wechselseitigen Ab- hängigkeit von Natur und Mensch. Der Text enthält in der Tat gerade zum Thema Ökologie recht wichtige Einsichten, die über die innerhalb der sozialen Be- wegungen weitgehend konsensfähige Kritik am Neo- liberalismus deutlich hinausgehen. So wird etwa die vom ökoliberalen Mainstream immer wieder be- hauptete mögliche Abkoppelung des Energie- und Ressourcendurchsatzes vom Wirtschaftswachstum als „illusorisch“ bezeichnet (28). So wird – wenn auch zaghaft genug – im Zusammenhang der konkreten ökologischen Forderungen darauf hingewiesen, dass die notwendige Transformation nicht nur technischer Natur ist, sondern eine „frugale“ Gesellschaft voraus- setzt.

Eine weitere entscheidende Ergänzung im Ver- gleich zum ersten Manifest besteht darin, dass die fünf Prinzipien zusammengefasst werden im katego- rischen Imperativ bzw. „Metaprinzip“, „die Hybris zu beherrschen“ (47). Bei diesem Stichwort horchen vor allem die Theologen auf. Dass der inzwischen global durchgesetzte, wachstumsgetriebene Kapitalismus eine entsprechende sozial- und individualpsycho- logische Disposition voraussetzt bzw. erst hervor- bringt, dass die nicht bewältigte Kontingenz, End- lichkeit und Grund-losigkeit unseres Daseins eine Voraussetzung unseres Strebens nach immer mehr ist, wurde vielfach bedacht und sowohl psycholo- gisch (Marianne Gronemeyer) als auch theologisch (Eugen Drewermann) beschrieben und analysiert. Im Zusammenhang des Manifests wird diese Kategorie aber doch recht „unvermittelt“ eingeführt. Es wird nicht geklärt, welcher Stellenwert ihr innerhalb der sozialen und ökonomischen Analyse zukommt.

Die literarische Gattung „Manifest“ ist mit einem hohen, praktisch-politischen Anspruch verbunden und reklamiert für sich, Ausdruck einer gesellschaft- lichen Bewegung zu sein. Die Unterzeichner und Un- terzeichnerinnen dieses – diesmal international ver- ankerten – zweiten Manifests sind zu einem großen Teil tatsächlich in sozialen Bewegungen (etwa den Sozialforen) verwurzelte „organische Intellektuelle“. Neben durchaus wertvollen, aber leicht zu überle- senden Denkanstößen enthält der Text allerdings so viel Altbekanntes und vielfach Beschriebenes, dass er kaum die Funktion eines kraftvollen Impulsgebers bzw. eines einigenden „Symbols“ (88) von Protestbe- wegungen erfüllen wird.

Bruno Kern



Kirche plus

unknown
Future

Stark in Religion

Digitale
Medien

inklusive
Schulentwicklung

Religionspädagogik

*Ina ter Avest, Cok Bakker, Julia Ipgrave, Silke Leonhard,
Peter Schreiner (Hg.)*

Facing the Unknown Future

New York: Waxmann Verlag. 2020

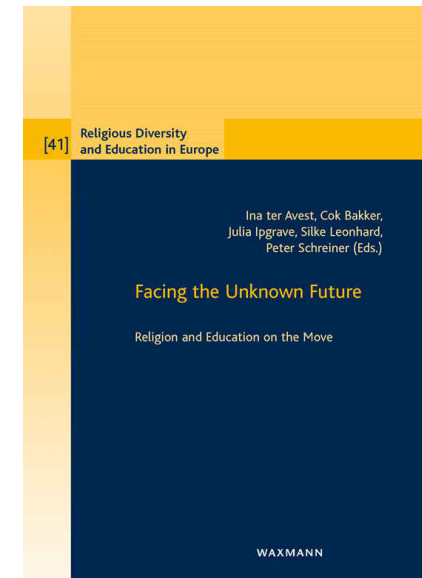
280 Seiten (englisch)

39,90 €

ISBN 978-3-8309-9076-5

Als Band 41 der Reihe „Religious Diversity and Education in Europe“ (Religiöse Vielfalt und Erziehung in Europa) ist 2020 die Studie „Facing the Unknown Future“ (Sich der unbekannten Zukunft stellen) erschienen. Die Schriftenreihe wird von der Forschergruppe ENRECA – dem „European Network for Religious Education in Europe through Contextual Approaches“ – herausgegeben, einem seit 1999 bestehenden europäischen Netzwerk von Forschern auf dem Gebiet der religiösen Erziehung. Damit in Zusammenhang steht ein Forschungsprojekt der Europäischen Union mit der Aufgabenstellung, religiöse Erziehung als Dialogbeitrag und Konfliktfaktor für Europäische Gesellschaften im Übergang zu untersuchen. Der Auftrag wurde 2006 erteilt, und 2014 erschien ein Abschlussbericht, der auf der Seite der Europäischen Kommission eingesehen werden kann.

Das Buch enthält 13 Aufsätze, die von 18 Autorinnen und Autoren gemeinsam erarbeitet wurden, gerahmt durch eine Einführung und einen Epilog. Die Zusammenarbeit wirkt sich dahingehend aus, dass als Bezugsrahmen aller Studien das Thema Zeit dient, die in vier für die Lernenden erlebbaren Perspektiven erörtert wird: (1) Zeit als Chronos, das ist die gemessene Zeit, die einerseits erfahrbar ist als zyklische Zeit in Stunden- und Jahresplänen und als lineare Zeit, die in Schulstufen gezählt wird. (2) Zeit als Kairos meint das Zusammenkommen verschiedener Faktoren zu einer „günstigen Gelegenheit“ (serendipity), die der Unterrichtende ergreift oder übersieht. (3) Zeit ist die Möglichkeitsbedingung von Hoffnung, die mit dem Wort educatio – „herausführen“ (in eine bessere Zukunft) schon ausgedrückt wird und die die Inhalte transzendiert. (4) Zeit ist die Dimension der Tradition, die sich in stets veränderlichen Kontexten als wandelbar erweisen und bewähren muss.



Die Londoner Religionsforscherin Julia Ipgrave stellt die Frage nach der Auswirkung der Zeit auf die Weitergabe religiösen Glaubens und religiöser Praxis. In Schülerbefragungen an 20 Schulen in allen Teilen Großbritanniens kam zutage, dass die Jugendlichen weniger ihre Eltern als Repräsentanten der religiösen Tradition wahrnehmen, sondern eher die Großeltern. Das Interesse an der Religion nimmt im Teenage-Alter ab, aber die jungen Menschen sind nicht unbedingt stolz darauf und halten spätere Rückkehr für möglich und eine Minderheit entwickelt eine reife Religiosität.

Carsten Gennerich, Religionspädagoge in Ludwigsburg, setzt in einer empirischen Untersuchung Zugänge Heranwachsender zu handlungsmotivierender Hoffnung in einer empirischen Studie mit ihrem Wertkonzept in Beziehung – ermittelt unter Anwendung der Wertetheorie von Shalom Schwartz –, um die Entwicklung pädagogischer Arrangements im Religionsunterricht theoretisch zu untermauern. Er zeigt, dass Hoffnung Religion nicht notwendig voraussetzt; dennoch fördern traditionelle Themen wie Gottvertrauen, unbedingte Würde der Person vor Gott, Umkehr und Versöhnung die Lebensbejahung durchaus.

In Europa leben viele Menschen in Ländern mit einer ihnen fremden religiösen Tradition. Religion hält die Verbindung mit ihrer Herkunft lebendig. Ömer Gürlesin, der an der Universität Leiden in den Bereichen Religionssoziologie und Religionspsychologie forscht, untersucht, wie seit der Regierungsübernahme der AKP in Ankara die Predigtvorlagen des türkischen Religionsministeriums sich verändert haben. Diese Predigtvorlagen wurden lange Zeit von der Islamstiftung der Niederlande weitergeleitet und von vielen Imamen in den Moscheen der Niederlande wörtlich verlesen. Gürlesin unterscheidet drei Phasen, die einander zeitlich überlappen: Begrüßung der Vielfältigkeit in der niederländischen Gesellschaft (2002-2014); Abwertung der Andersartigkeit der nichtislamischen Bevölkerung (2010-2019); Dämonisierung der anderen (2014-2019). Verstärkt wurde diese Entwicklung seit dem fehlgeschlagenen Putsch in der Türkei am 15.7.2016. Seit Anfang 2017 geriet das türkische Religionsministerium allerdings verstärkt in den Fokus kritischer Stimmen in den Niederlanden, vor allem wegen der Bespitzelungsvorwürfe. Daraufhin gründete die niederländische Islamstiftung eine eigene Arbeitsgruppe, die Predigtvorlagen erstellt und in türkischer

und niederländischer Sprache verbreitet. Religiöse Tradition wurde also genutzt, um die Auslandstürken für die Politik der AKP einzuspannen, aber die niederländische islamische Community entwickelte Abwehrkräfte, um sich in den Niederlanden nicht zu isolieren.

Ina Ter Avest, emeritierte Religionspädagogin an der freien Universität Amsterdam, führte Interviews mit Frauen durch, die vor mehr als 40 Jahren von ihren Männern in die Niederlande nachgeholt wurden. An einem eindrucksvoll dargestellten Beispiel zeigt sie, wie familiäre und religiöse Hintergründe eine Frau dahin führen, die Bildungsmöglichkeiten in ihrer neuen Heimat für sich zu entdecken und zu ergreifen. Ter Avest spricht von kulturbezogenen Erzählungen, die das Leben lebenswert machen.

Silke Leonhard, Direktorin des religionspädagogischen Instituts Loccum, untersucht, welche Rolle religiöse Feiern in der Schule spielen können, um die Zeit als Chronos und Kairos für die Lernenden erlebbar zu machen. Die lineare Zeit wird markiert durch Anfangsfeiern, wenn Kinder in der Schule anfangen, und Abschlussfeiern, wenn junge Erwachsene ihre Zertifikate empfangen. Die zyklische Zeit wird erlebbar, wenn die religiösen Feste des Jahreskreises feierlich begangen werden. Die Zeit als Kairos fordert Religionslehrkräfte und Schulseelsorge heraus, wenn es gilt, auf Ereignisse angemessen zu reagieren, die die Schulgemeinde aufwühlen.

In einem Grundsatzartikel erörtert Peter Schreiner, Direktor des Comenius-Instituts, die Frage nach den Grundlagen einer interkonfessionellen Kooperation auf europäischer Ebene angesichts der sehr heterogenen Organisationsformen religiöser Erziehung in den einzelnen Ländern. Er greift dabei einen Ansatz auf, der in einer von Barbara Wintersgill, Erziehungswissenschaftlerin an den Universitäten Exeter und Warwick, herausgegebenen Publikation aus dem Jahre 2017 entfaltet wird. Dabei werden vier interkonfessionell nachvollziehbare Fragen nach den Inhalten religiöser Erziehung (4 BIG QUESTIONS) formuliert und durch 6 BIG IDEAS auf einer abstrakten und interkonfessionell zugänglichen Ebene beantwortet: (1) Bleibendes, Wandel und Verschiedenheit, (2) Wörter und was sie sagen, (3) ein gutes Leben, (4) Sinn der Lebenserfahrung, (5) Einfluss, Gemeinschaft, Kultur und Macht sowie (5) ein Bild des Großen und Ganzen. Diese umfassenden Konzepte müssen für die konkrete religiöse Erziehungspraxis mit den Inhalten der Religionen und nicht-religiösen Lebenseinstellungen in einem regionalen Kontext gefüllt werden. Sie dienen dazu, eine Verständigung zwischen den vielen europäischen institutionellen Umwelten, in denen religiöse Erziehung organisiert wird, zu ermöglichen. Das von Barbara Wintersgill herausgegebene Buch „Big Ideas for Religious Education“ kann von der Homepage der Universität Exeter kostenlos als E-Book heruntergeladen werden.

Sieben weitere Aufsätze beinhalten Grundsatzüberlegungen zur Forschung über Religionserziehung, Einschätzungen junger Leute zur Zukunft der Religion, das Thema Lebensorientierung, Grundschüler im Dialog mit Bibelerzählungen, die Qualität der Verletzlichkeit, Ethik als Konkurrenz und Thema des Religionsunterrichtes, den Bildungsbegriff in der Nachfolge von Hannah Arendt.

Das Buch hat mir einen Zugang verschafft zu Akteuren und Institutionen in der Religionspädagogik, die mir bislang in Aus- und Fortbildung nicht begegnet sind. Nicht alle Perspektiven und Denkanstöße aus den einzelnen Aufsätzen sind gleich innovativ und hilfreich – wie soll es anders sein? Doch beeindruckt, dass sich die meisten Autoren an dem durch Vor- und Nachwort beschriebenen thematischen Rahmen orientieren und so ein organisches Ganzes entstanden ist, vergleichbar einer Pflanze, die ihre Wurzeln in unterschiedliche Bereiche des Bodens austreibt.

Karl Vörckel

Christin Tellisch
Instrumente für eine inklusive Schulentwicklung
Schulmanagement, Qualitätsentwicklung,
Lernarrangements

Opladen / Berlin / Toronto: Barbara Budrich Verlag. 2020
330 Seiten m. s-w Abb.
38,00 €
ISBN 978-3-8474- 2382-9

Das Werk ist in den vier Hauptteilen in einer sinnvollen und übersichtlichen Weise gegliedert. Positiv zu bemerken ist, dass im zweiten Teil die Eltern als Kooperationspartner benannt werden und der vierte Teil mit einem Ausblick auf die eigene Praxis schließt und somit eine gute Überleitung für die eigene konzeptionelle Arbeit bietet. Am Ende jedes Kapitels werden ausführliche, weiterführende Literaturhinweise gegeben. Das Werk versteht sich als ein Praxishandbuch für Pädagoginnen und Pädagogen sowie Schulleitungen. Es führt dazu wissenschaftlich-theoretische Grundlagen aus und setzt diese mit praktischen Beispielen einer inklusiven Schulentwicklung exemplarisch in der Praxis um.

Im ersten Teil legt der Autor in einer nachvollziehbaren Weise den Fokus auf die Teambildung, bei der neben der Qualifizierung von Lehrkräften (kollegiale Fortbildungen) und dem Aspekt der Teambegleitung im Prozess (u.a. durch Supervisionsangebote) der Schulleitung als Motor und Vorbild eine besondere Rolle zuerkannt wird. Aufgrund der eigenen Praxiserfahrung ist der Fokus hier stark auf den gymnasialen Bereich ausgerichtet.



Der inhaltliche Schwerpunkt des Werkes richtet sich auch vom Umfang her im zweiten Teil (Lernen im System und in der Praxis) erfreulicherweise auf Instrumente der Implementierung, der Qualitätssicherung und der Evaluation von Inklusion in der Schule aus. Hier fließen, in einer konkreten anwendungsbezogenen Weise, Aspekte der Haltung von Pädagoginnen und Pädagogen sowie die Realisierungsmöglichkeiten in Teamstrukturen mit ein. Die Ausführungen zu einem Coaching- bzw. Mentoringkonzepts zur Alltagsbegleitung von Schülerinnen und Schülern stellt der Autor in einem sinnvollen und nachvollziehbaren Konzept dar (vgl. 189 ff.). Die Hinweise zur ganzheitlichen Förderung (vgl. Kap. 8) geben hilfreiche Impulse bezogen auf ein fächerverbindendes und unterrichtsübergreifendes Lernen. Grundsätzlich hätten die Ideen und Beispiele in diesem Praxisteil an einigen exemplarischen Stellen noch konkreter, anwendungsbezogener und schulformübergreifender dargelegt werden können.

In einer knappen Weise werden im dritten Teil die Eltern als Partner im Lernprozess benannt und Möglichkeiten für eine Kooperation „auf Augenhöhe“ (vgl. 314) aufgezeigt. Im vierten und abschließenden Teil (Schlusswort und Ausblick) fordert der Autor – im Sinne eines Postulates – die Schulen in einer treffenden Weise dazu auf, sich gemeinsam auf den Weg zu einer inklusiven Schulkultur zu bewegen und dabei neue Kooperationen einzugehen. Als hilfreich für diesen Prozess wird der Index für Inklusion (Prenzel, Hinz, Wocken) in einer treffenden Weise benannt und empfohlen.

Der Autor appelliert an die Schulen „von der Basis auszugehen“ und in der Verbindung von bildungstheoretischen Erkenntnissen und in der Praxis umsetzbaren Erfahrungen und unter den regulären Ausstattungsbedingungen Konzepte für eine inklusive Schule (vor Ort) zu entwickeln. Das kann nur gelingen kann, wenn alle an der Schule Beteiligten sich einem Professionalisierungsprozess unterziehen, wird an dieser Stelle hervorgehoben (vgl. 324). Positiv zu benennen ist ebenfalls, dass dies der Autor auf der Grundlage einer entsprechenden Haltung und „auf Werten wie Wertschätzung, Anerkennung, Vertrauen, Gleichwertigkeit und Respekt für Vielfalt“ verortet sehen will (325).

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass das Werk gute Denkanstöße für die Entwicklung einer inklusiven Schule innerhalb einer inklusiv gedachten Gesellschaft geben kann. Diese werden aus organisatorischer Sicht (Schul-, Personal- und Qualitätsmanagements) dargelegt und im Sinne einer Theorie-Praxis-Vernetzung mit einer stärker wissenschaftsorientierten Fundierung sowie mit praktischen Umsetzungsmöglichkeiten im Schulalltag verbunden.

Thomas Holzbeck

Marcus Damm

„Gar nichts muss ich!“

Mit narzisstischen Schülern kompetent umgehen

Mit einem Geleitwort von Wolfgang Schmidbauer

Fünchen: Reinhardt Verlag. 2019

167 Seiten

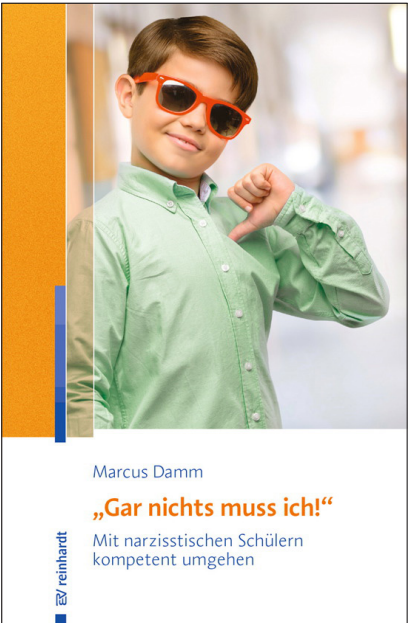
19,90 €

ISBN 978-3-497-02839-9

Marcus Damm verspricht im Titel, dass man aus seinem Buch lernen kann „mit narzisstischen Schülern kompetent“ umzugehen. Doch das erste Kapitel seines Buches beschreibt alle Persönlichkeitsstörungen, wobei sich der Autor auf bekannte Werke von Lelord und Oldham-Morris beruft. In einem zweiten Kapitel referiert er aus der Literatur fünf grundlegende Strategien, Schwierigkeiten zu begegnen, die sich im Umgang mit Lernenden zeigen. Erst im dritten Kapitel entwickelt Damm eine „Psychologie der narzisstischen Schülerpersönlichkeit“, und es ist auch nur dieses dritte Kapitel, in dem es vorwiegend um „Narzissmus“ geht. Die weiteren Kapitel geben Anleitungen zum Beziehungsaufbau im Klassenraum, zur Problemlösung, zur Pflege erarbeiteter Lösungen und zur Selbsterkenntnis der Lehrperson.

In den Text an vielen Stellen eingestreut und typografisch hervorgehoben sind insgesamt 19 „Beispiele“, die in wenigen Zeilen jeweils ein exemplarisches Schülerschicksal schildern, und 43 „Tipps“, die Ratschläge an die Lehrpersonen auf den Punkt bringen sollen. Dadurch betont das Buch den Eindruck, aus der Praxis entstanden und für die Praxis geschrieben zu sein.

Die Anleitungen des Buches, denen die „Tipps“ und die abschließenden Kapitel gewidmet sind, laufen darauf hinaus, den Problemschüler zu konfrontieren, seine Besonderheiten aufzudecken und „Kompromisse für die Zukunft mit Win-Win-Charakter“ zu erproben. Konkrete Vorschläge wie z.B. die „schulbiografisch basierte Videoarbeit“ werden als eine „sehr intime Praktik“ beschrieben, bei der Damm resümiert: „Eine Erfolgsgarantie gibt es allerdings nicht.“



Beiläufig erfahren wir, dass der Verfasser die Schemapädagogik empfiehlt, die er selbst als für die Schule angepasste Version der Schematherapie nach Jeffrey Young entwickelt hat. Doch die Verhaltensschemata Youngs passen nicht zu den Persönlichkeitsmerkmalen, die im Buch beschrieben werden und die Grundlage der weiteren Diagnosen und Verhaltensvorschläge sind, und „Narzissmus“ kommt in keiner der zitierten Systematiken vor.

Bei seiner Kennzeichnung der narzisstischen Persönlichkeitsstörung orientiert sich Damm an der Internationalen Kategorisierung der Krankheiten durch die Weltgesundheitsorganisation in ihrer 10. Revision (ICD 10), doch nur im Manual der amerikanischen Psychiatrischen Assoziation werden unter anderem das Gefühl eigener Grandiosität, das Bedürfnis nach übermäßiger Bewunderung, Empathiemangel und Neid als diagnostische Merkmale der narzisstischen Störung angegeben. Die im Buch immer noch transportierte Annahme, Narzissmus sei eine „Abwehrreaktion wegen frustriertem Selbstwertgefühl“, wird von der Psychiatrischen Assoziation nicht mehr aufgeführt.

Die Handlungsanleitungen im Buch werden nicht mit Hilfe theoretischer Erörterungen begründet, sondern mit der „Erfahrung“ des Autors. Von unkritischer Umsetzung kann nur abgeraten werden. Denn entscheidende Fragen werden erst gar nicht gestellt: Wie erkenne ich, wenn ich als Lehrer für bestimmte Problemsituationen keine Lösung anbieten kann und Unterstützung bei anderen Zuständigen suchen sollte? Wie schütze ich in einer Epoche sozialer Netzwerke Schüler davor, zu viel „Intimes“ über sich selbst preiszugeben?

Und der „Narzissmus“? Im ICD 11, der zurzeit erarbeitet wird, firmiert der „Narzissmus“ nicht mehr als eine diagnostizierbare Krankheit, sondern als eine „unspezifische Restkategorie“. Möglicherweise kommt man weiter, wenn man dem Begriff mit Argumenten der Ethik zu Leibe rückt. Wer, wie Marcus Damm, „das philosophische Fass erst gar nicht aufmachen will“, hätte dann das Thema verfehlt.

Karl Vörckel

Arthur Thömmes

33 Ideen Digitale Medien Religion

**Step-by-step erklärt, einfach umgesetzt –
das kann jeder!**

Augsburg: Auer Verlag. 2020

73 Seiten

18,90 €

ISBN 978-3-403-08452-5

„Die Didaktik kann nach der Corona-Krise nicht mehr genauso ablaufen wie vor der Corona-Pandemie und die Diözesen brauchen dringend neue digitale Unterstützungssysteme für den Religionsunterricht“, so Martin Ramb, Chefredakteur des Eulenschiefel-Magazins in einem Interview mit der Plattform katholisch.de. Der Diagnose von Ramb ist zuzustimmen. Ebenso: Was für die Diözesen gilt, ist auch für die Lehrkräfte relevant. Arthur Thömmes, selbst Religionslehrer und Herausgeber zahlreicher (methodisch-didaktischer) Bücher zum RU, verspricht 33 digitale Medien, die – so der Untertitel – jeder kann.

Vorab: Der Autor hält durchaus, was er verspricht. Dies liegt vor allem darin begründet, dass er – im Gegensatz zu anderen aktuellen Digitalisierungswerken, die den Markt fluten – wichtigen Prämissen folgt, die er in seiner Einleitung benennt: Analoge Methoden sind manchmal sowohl besser als auch schneller (einsetzbar) und schlechter Unterricht wird nicht von sich aus zu gutem digitalen Unterricht. Sehr konsequent setzt Thömmes, der auch in der Ausbildung tätig ist, auf didaktisch aufbereitete Materialien.

Thematisch deckt das Heft dabei eine Bandbreite an gängigen Inhaltsfeldern ab. Von der Subjektorientierung über die Glaubenswelten zur Sinnfrage, aber auch die Glaubenspraxis und die (digitale) Kommunikation stellen eigene Kapitel dar, die von kreativen, musischen und spielerischen Zugängen abgerundet werden, die sich in allen Inhaltsfeldern der diversen Lehrpläne verorten lassen. Die jeweiligen präsentierten Ideen folgen dabei immerzu dem gleichen Aufbau: Beschreibung, benötigte Materialien, Ablauf und Methode an einem konkreten Beispiel, mögliche Fallstricke und Tipps, analoge Alternativen und In-



foseiten im Netz. Des Weiteren gibt er nützliche Angaben zur benötigten Dauer des Einsatzes, einer Verortung in den Unterrichtsphasen und die Einordnung in methodische (Grob-)Lernziele. Durch diese strukturierten Orientierungspunkte werden insbesondere digitale Anfänger an die Hand genommen und in der Vorbereitung unterstützt. Lobenswert ist zudem, dass die ausgeführten Beispiele direkt mittels QR-Codes angeklickt werden können, sodass bei der analogen Lektüre die digitale Verknüpfung unmittelbar ermöglicht wird.

Äußerst begrüßenswert ist die digitale Vielfalt, die der Verfasser präsentiert; die Ideensammlung ist eine Schatzkiste, die allen neu an digitalen Methoden Interessierten, aber auch den „digital natives“ unter den Lehrkräften noch neue Impulse liefern kann. So werden mittlerweile schon bekanntere und teils etablierte Elemente wie das Padlet, eine digitale Pinnwand, und Online-Adventskalender präsentiert, zugleich aber auch noch unbekanntere Zugänge wie Pecha Kucha, ein Vortragsformat, das nur aus Bildern besteht. Lohnenswert sind die vielen Beispiele zu den einzelnen Zugängen, so z. B. bei den Podcasts, die nah an der Lebenswelt der Lerner angelehnt sind. „Kirche in 1LIVE“, ein Podcast des Radiosenders 1LIVE, liefert immer wieder Beiträge, die sich sinnstiftend in den Unterricht einbinden lassen.

Ob dabei immer alle methodischen Zugänge passend didaktisiert werden, bleibt der eigenen kritischen Lektüre überlassen. So kann der Ertrag eines Dialoges zweier biblischer Personen sicherlich auch ohne das Szenario des Miteinander-Chattens hoch ausfallen, wenngleich Thömmes hierbei neue Zugänge zu der Welt der Bibel erwartet. Nichtsdestotrotz überzeugt das Werk insgesamt sehr, da viele Ideen angestoßen werden, die neugierig auf die praktische Erprobung machen. Hierbei kann das Heft gut als eine Art Gebrauchsanweisung dienen. Dabei gilt für die digitalen Methoden jedoch stets: „Die Kunst besteht darin, das Gute [...] auf eine intelligente Art und Weise in den Religionsunterricht einzubauen und die Lehrplaninhalte damit zu verbinden“, wie Martin Ramb im eingangs zitierten Interview richtig erklärt. Thömmes’ Ideensammlung ist dabei eine gute Unterstützung.

Daniel Lomp

Philippe Wampfler
Digitales Schreiben
Blogs & Co im Unterricht
Bildung und Unterricht

Stuttgart: Philipp Reclam Verlag. 2020
131 Seiten m. s-w Abb.
6,80 €
ISBN 978-3-15-014029-1

„Was etwas Geschriebenes bedeuten mag, erfahren Menschen erst, wenn andere es lesen.“ Dieser Satz der Einleitung beschreibt gut, worum es in diesem Buch geht: Nämlich um das Schreiben an sich, wie es in den Unterricht eingebettet werden kann und vor allem welche Resonanzen es beim Leser und daraufhin auch beim Schreiber selbst hervorruufen kann. Dieser nicht unbedingt ganz neue Ansatz wird um das Feld der digitalen Möglichkeiten erweitert und erfährt so durchaus neue Perspektiven und Möglichkeiten.

Ein Schreiben als Ausdruck einer Kultur der Digitalität erstreckt sich auf verschiedene Ebenen (Schreiben im Netz, Schreiben mit Schreibsoftware, Schreiben mit digitalen Endgeräten) und nimmt unterschiedliche Funktionen wahr, eine psychische, eine soziale sowie eine kognitive Funktion. Analog zu nicht-digitalen Schreibanlässen werden diese in Verbindung mit einer experimentellen Medienkompetenz in den digitalen Raum verlagert. Schreibdidaktische Aspekte, die mögliche Konzeption dieser sowie praktische Voraussetzungen und Hinweise auf solche digitalen Schreibprojekte runden den ersten Teil des Buches ab. Dabei wird deutlich, dass zunächst primär der Rahmen des Deutschunterrichts im Blick ist, der sich aber auch gut auf andere Fächer erweitern lässt. Besonders die Ausführungen zum Datenschutz und Urheberrecht sind nötige Grundinformationen, die hier gut gebündelt präsentiert werden.



Im zweiten Teil des Buches wird eine Typologie von sechs relevanten digitalen Schreibumgebungen präsentiert. Dabei handelt es sich um Blogs, Kollaborative Schreibumgebungen, Schreiben in Sozialen Netzwerken, Kommentare, Messenger und Chats sowie Wikis und Wikipedia. Diese Beispiele werden in einem einheitlichen Aufbau analysiert und präsentiert. Nach einer grundlegenden Beschreibung und Darstellung der geschichtlichen Entwicklung wird dann das schreibdidaktische Potenzial der jeweiligen Schreibumgebung in den Blick genommen. Im Folgenden werden der Verlaufsplan einer möglichen Unterrichtseinheit vorgestellt, die technische Umsetzung beschrieben und ganz konkrete Beispiele genannt.

Dies stellt eine gute Basis dar, Projekte digitalen Schreibens in das eigene Unterrichten aufzunehmen und die genannten Beispiele so anzupassen, gegebenenfalls auch zu kombinieren, dass sie dem jeweiligen Fachcurriculum und der eigenen Schülergruppe entsprechen. Dabei helfen vor allem die grauunterlegten Felder, die auf Online-Tools und Apps hinweisen, die die praktische Umsetzung erst ermöglichen.

Die Schreibumgebungen lassen sich auf unterschiedliche Altersgruppen anwenden und bieten gerade in der Zeit des Distanz-Unterrichts Möglichkeiten, die neue Lernumgebung produktiv zu nutzen. Eine grundlegende Erkenntnis ist dabei im Blick zu behalten: Unsere Schüler sind nicht wirklich durch die Bank „Digital Natives“. Ihr Alter allein impliziert nicht, dass sie mit den digitalen Möglichkeiten, den Chancen und Grenzen des Internets vertraut sind. Aber auch das ist eine Erfahrung des Distanz-Unterrichts der Pandemiezeit, die in diesem Buch bestätigt wird.

Thorsten Klug

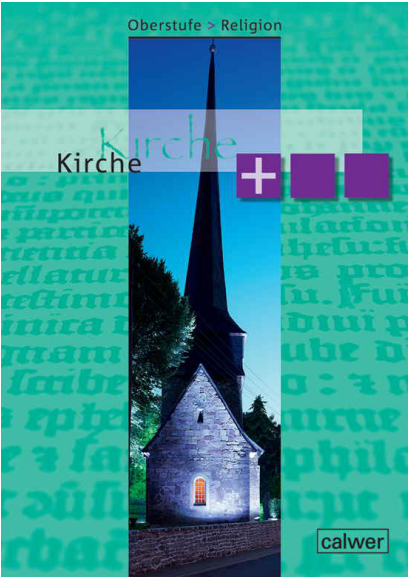
Beate Großklaus / Matthias Imkampe
Oberstufe Religion
Kirche plus
Schülerheft

Stuttgart: Calwer Verlag, 2020
80 Seiten m. farb. Abb.
16,95 €
ISBN 978-3-7668-4517-7

Wenn heute über Kirche gesprochen wird, so ist längst nicht mehr klar, welche Kirche damit gemeint ist. Warum ist das so? Das 21. Jahrhundert hat die Entwicklung einer Vielzahl von eigenständigen Kirchen, vor allem im evangelikalen Bereich, erlebt. Dabei stellt sich die Frage, was die die katholische und apostolische Kirche als Alleinstellungsmerkmale besonders auszeichnet. Dazu sind viele Unterrichtsmaterialien erschienen. In ihnen wurden klassische Themen dazu aufgegriffen und anhand von Beispielen entwickelt. Dabei ist das Themenfeld jedoch so umfangreich, dass es mit viel Aufwand verbunden ist, die zentralen Elemente eines Kirchenbildes und dessen Bedeutung für Christen und Nichtchristen zusammenzustellen.

Der Band „Oberstufe Religion“ mit dem Titel „Kirche plus“ setzt eine solche Zusammenstellung auf 80 Seiten ausgewogen um. Sein Alleinstellungsmerkmal ist die gelungene Aktualisierung der Themenkomplexe mit einem ausgewogenen Angebot von Quellen-texten, Interviews, Bildmaterial und bekannten Karikaturen in neuem Kontext.

Thematisch ist der Band in acht Inhaltsfelder gegliedert. Das erste Feld geht mit fünf Punkten auf die Erfahrungen von Jugendlichen mit Kirche ein. Diese Anbindung an die Lebenswelt erleichtert den Zugang zum Themenkomplex und greift die Fragen der Jugendlichen zum Kirchenbild und ihren Wunsch zur persönlichen Gestaltung von Gemeinschaft auf. Ein zweites Feld definiert grundlegende Begriffe wie Religion, fragt nach dem Bild Gottes und analysiert die Ist-Situation der Kirche über Diagramme zu sozialen Milieus und Mitgliederverteilung der Religionen in Deutschland. Das dritte Feld aktiviert die Lernenden



durch die Aufforderung, die Zukunftschancen der Kirche zu untersuchen und zu planen. Dabei werden Beziehungen, Meditation und Technologie als Mittel einer jugendfreundlichen Kirche geprüft. Auch die Frage nach dem, was Jesus tun würde, und dem eigenen Engagement wird anhand von Interviews besprochen. Mit dem vierten Schritt wird in acht Punkten ein Rückgriff auf die theologische Fundierung und die Kirchengeschichte unternommen. Dabei werden die Reich-Gottes-Botschaft, der Geist Gottes und die Alleinstellungsmerkmale der Kirche thematisiert. Auch die Umsetzung dieser Punkte im aktuellen gesellschaftlichen Leben durch Taufe und konkrete Nächstenliebe in Kirche und Staat spielen eine Rolle. Der fünfte Schritt untersucht die Organisationsstruktur der Kirche, die sich vor diesem Hintergrund ergibt. Dazu werden die Begriffe Organisation und Institution definiert und verglichen. Wege zu einem ausgeglichenen Verhältnis von gemeinsamem Glauben und persönlicher Freiheit und die Vernetzung von Kirchen in der Ökumene wird reflektiert. Als sechster Schritt erfolgt in sieben Punkten die Auseinandersetzung mit der Frage nach Macht und Widerstand der Kirche

in der Geschichte und ihre Zukunft in einer pluralistischen Gesellschaft mit säkularisiertem Staat. Das siebte Feld gibt eine Antwort auf diese Zusammenhänge über die Option für die Armen. Dabei werden in vier Punkten Fragen nach Gerechtigkeit, Almosen bzw. Hilfe zur Selbsthilfe, der Form von Hilfsangeboten und der Wirtschaft gestellt. Ein achttes, abschließendes Feld reflektiert den interreligiösen Dialog und stellt die Frage nach Wert und Nutzen von Religion. Der Band endet mit der Operatoren-Liste der Anforderungsbereiche, die sich vor allem für Einsteiger als wertvoll erwiesen hat.

Beate Großklaus und Matthias Imkampe ist mit dem Band der komplexe Spagat zwischen Zukunftsorientierung und Quellenüberblick gelungen. Die Illustration und Aufmachung lädt zum Lesen ein und bannt den potentiell trockenen Charakter des Themas Kirche. Das Heft eignet sich mit seinen abwechslungsreichen Arbeitsaufträgen sowohl für Einsteiger als auch für langjährig erfahrene Kollegen und motiviert Jugendliche zum Mitwirken in ihrer Kirche.

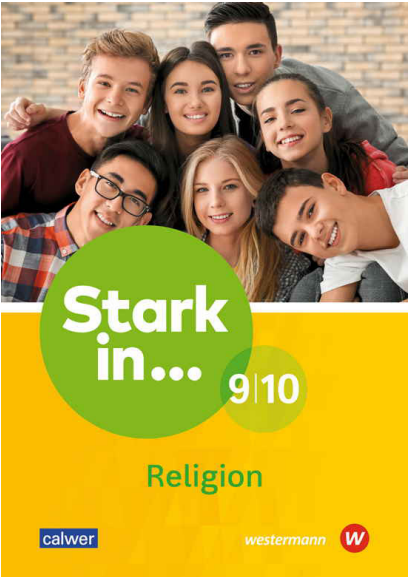
Hubertus Holschbach

Jasmin Groß / Doris Hohmann / Andreas Nicht
Stark in Religion 9/10

Stuttgart: Calwer Verlag. 2020
Braunschweig: Westermann Verlag. 2020
96 Seiten m. farb. Abb.
10,95 €
ISBN 978-3-7668-4496-5 (Calwer)
ISBN 978-3-14-145064-4 (Westermann)

Mit dem vorliegenden Lern- und Arbeitsheft 9/10 vervollständigen die Verlage Calwer und Westermann ihre neue gemeinsame Reihe „Stark in Religion“. Als Arbeitsmaterial für den evangelischen Religionsunterricht in der Sekundarstufe I konzipiert, soll das Heft eigenständiges Lernen unterstützen. In 7 Kapiteln werden zentrale Themen des Religionsunterrichtes (Selbstreflexion, Menschenwürde, Gott, Jesus, Bibel, Kirche, andere Religionen) lebensnah und anschaulich präsentiert. Eine Anfangsseite mit Bildern oder Zitaten stimmt jeweils in das Thema des Kapitels ein. Auf den nachfolgenden Seiten finden sich dann kurze Texte, Abbildungen und Aufgaben zu einzelnen Aspekten des Kapitelthemas. Dabei werden zahlreiche lebensweltliche Bezüge für Jugendliche hergestellt.

Alle Aufgaben sind mit Symbolen versehen, durch die die jeweilige Arbeitsform angezeigt wird, z.B. Schreiben, Malen oder haptisches Gestalten, Recherche, Partner- oder Gruppenarbeit, Vortrag oder szenisches Darstellen. Den Abschluss jedes Kapitels bildet eine „Kompakt-Seite“ mit Aufgaben zur Selbstüberprüfung der erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten. Eine „Methoden-Kiste“ am Ende des Heftes stellt kreative Arbeitsformen für den Unterricht vor, auf die ebenfalls immer wieder verwiesen wird. Hier finden Schülerinnen und Schüler Anleitungen etwa zum methodisch geleiteten Verfassen eigener Texte, zur kreativen Arbeit mit Bildern oder zum Einsatz theaterpädagogischer Elemente.



Die Seiten des Lern- und Arbeitsheftes sind optisch ansprechend und modern gestaltet, manchmal vielleicht ein wenig überladen, jedoch mit vielen interessanten Bildern und Illustrationen, Info-Texten und Zitaten versehen. Auf den meisten Seiten finden sich neben anderen Aufgaben auch solche mit leeren Zeilen, bei denen die Lernenden ihre Antworten direkt ins Arbeitsheft notieren.

Die Reihe „Stark in Religion“ ist laut Verlagsinformation für das grundlegende Lernniveau konzipiert und v.a. für Förder-, Haupt- und Gesamtschulen empfohlen. Die Inhalte werden in einer einfachen Sprache vermittelt. Die Sachtexte sind kurz und elementar gehalten. In den Arbeitsaufträgen werden unterschiedliche Lerntypen angesprochen, und die Handlungsorientierung steht im Vordergrund. Dies alles sind Qualitätsmerkmale guten Unterrichts in allen Schulformen. So erscheint das vorliegende Lern- und Arbeitsheft schulformübergreifend in der Sekundarstufe I sehr gut einsetzbar. Gegebenenfalls kann durch ergänzendes Material oder weiterführende Aufträge eine Anpassung an das Leistungsniveau der Schülerinnen und Schüler erfolgen. Die Materialauswahl berücksichtigt durchgängig ökumenische Perspektiven, so dass das Heft auch im katholischen Religionsunterricht inhaltlich passend eingesetzt werden kann. Das Lern- und Arbeitsheft „Stark in Religion 9/10“ stellt auf jeden Fall einen umfangreichen Fundus an didaktisch aufbereitetem Material mitsamt gut durchdachten Lernarrangements zu Verfügung.

Sebastian Lindner

Mirjam Schambeck / Henrik Simojoki /
Athanasios Stogiannidis (Hg.)
**Auf dem Weg zu einer ökumenischen
Religionsdidaktik**
Grundlegungen im europäischen Kontext

Freiburg: Herder Verlag. 2019
334 Seiten
38,00 €
ISBN: 978-3-451-38503-2

Der vorliegende, auf zwei Tagungen in Griechenland zurückgehende Sammelband versteht sich als ein weiterführender Beitrag zu einer ökumenischen Religionsdidaktik mit zwei innovativen Perspektiven: zum einen die ökumenische Erweiterung um die Orthodoxie – der kleinen, aber dennoch drittgrößten christlichen Konfession in Deutschland –, zum anderen die Einbindung zweier europäischer Länder – Österreich und Griechenland – mit ihrer je eigenen, mehrheitlich katholischen bzw. fast vollständig orthodoxen Prägung.

Demzufolge steht im ersten Kapitel daher die Kontextualisierung einer ökumenischen Religionsdidaktik mit Blick auf die Majoritäts-Minoritätsfrage im Vordergrund. Bereits hier gelingt der trikonfessionelle und europäische Austausch. So zeigt etwa der österreichische Beitrag anhand einer Pilotstudie auf, vor welchen Herausforderungen in einer Minoritätskonstellation katholische Religionslehrerinnen und -lehrer in Wien stehen. Der Öffentlichkeitscharakter des Religionsunterrichts wird im griechischen Beitrag als Chance zur Weiterentwicklung des konfessionellen hin zu einem postkonfessionellen Religionsunterricht gesehen, der die konfessionellen und globalen Positionalitäten berücksichtigt. Dass hierzu die Wahrnehmung anderer Kulturen und Religionen gehört und die Kenntnissnahme heutiger Säkularität, macht der evangelische Beitrag aus Ostdeutschland deutlich.

Den theologisch-religionsdidaktischen Grundlegungen einer ökumenischen Religionsdidaktik ist das zweite Kapitel mit drei konfessionellen Fundierungen, auf die jeweils die beiden anderen Konfessionen respondieren, gewidmet. Die katholische



Perspektive (Mirjam Schambeck) macht nach einer Skizze der ökumenischen Bemühungen im Umfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils den ethnologischen Gabe-Diskurs fruchtbar. Die anderen Konfessionen gilt es als Gaben eines gemeinsamen Christentums zu entdecken. Die theologischen Erzungenschaften der Ökumene hin zu einer „wachsenden Übereinstimmung“ und deren exemplarische Umsetzung im „konfessionellen“ Religionsunterricht in Griechenland macht sich die orthodoxe Perspektive (Athanasios Vlestsis) zu eigen. Die konfessionelle Differenz als Bereicherung zu akzeptieren und für die Gestaltung einer neuen Form christlicher Identität heranzuziehen, markiert den inhaltlichen Grundton. Aus evangelischer Perspektive (Michael Meyer-Blanck) wird die Stärke der lutherischen Bildungstradition hervorgehoben, zu der gleichermaßen Selbstbewusstsein und Selbstkritik gehören. Wiederum werden die theologischen Anstöße der anderen Konfessionen (orthodox: Theosis-Konzept; katholisch: Kirchen-Konzept) als differenzsensibler Beitrag für die Wahrnehmung der eigenen lutherischen Tradition in den Blick genommen.

Mit drei (katholischen) Beiträgen (Sabine Pemsel-Meyer, Jan Woppowa, Konstantin Lindner) werden im dritten Kapitel Konkretionen für den Religionsunterricht, die sich aus einer ökumenischen Religionsdidaktik ergeben, formuliert. Zunächst geht es um das ökumenische Lernen selber. Nach einer historischen Einordnung werden die Gegenwarts- und Zukunftsperspektiven des ökumenischen Lernens sichtbar gemacht. Es wird als eine neue Lerndimension angesehen, die der Horizontüberschreitung interkonfessionellem, interreligiösem, sozialem, globalem, ökologischem Lernen dient. Zu dieser Überschreitung gehört die des konfessionellkooperativen Religionsunterrichts. Auch im zweiten Beitrag wird anhand von Fallbeispielen die Frage nach der Zielsetzung des konfessionellkooperativen Religionsunterrichts bei konfessionell heterogenen Lerngruppen gestellt. Eine zu starke Betonung konfessioneller Identität wird dem religiösen Bildungsauftrag, der etwa die Mehrperspektivität in der (religiösen) Subjektwerdung der Schülerinnen und Schüler betont, nicht gerecht. Im dritten Beitrag werden die Herausforderungen, die eine ökumenische Religionsdidaktik für die Ausbildung von Religionslehrerinnen und -lehrern mit sich bringt, zum Thema. Unbestritten ist dabei, dass die ökumenische Profilierung zu erfolgen hat. Daher werden die Perspektiven für die fachlichen wie fachdidaktischen Kompetenzen von Michael Meyer-Blanck für die epistemischen Überzeugungen wie subjektiven Haltungen der Religionslehrkräfte angezeigt.

Unter der Überschrift „Perspektivisch geweitet“ werden im letzten Kapitel die Themen Konfessionslosigkeit, Islam und Fundamentalismus aufgegriffen. Der ostdeutsche evangelische Beitrag (Frank Lütze) macht auf die Schwierigkeiten aufmerksam, vor denen Religionsunterricht in einem säkularen Umfeld steht, sei es die Ambivalenz der christlichen Ökumene oder die alltagskulturelle wie religiöse Fremdheit

nichtchristlicher Religionen. Angesichts dieses säkularen Umfelds als Lehr- und als Lernort werden Handlungsperspektive für den Religionsunterricht entwickelt. Unter der Maßgabe, dass dem Phänomen der Konfessionslosigkeit nicht ausgewichen werden kann, behandelt der katholische Beitrag (Ulrich Kropač) die konzeptionellen Herausforderungen wie die religionsdidaktischen Akzente, vor denen der Religionsunterricht steht, wenn faktische oder nominelle Konfessionslosigkeit zunehmend Normalität und nicht mehr nur Ausnahme ist. Von besonderem Interesse ist der islamwissenschaftliche Beitrag (Tarek Badawia), der den (christlichen) Ökumene-Diskurs aus dem Blickwinkel der Annäherung zwischen der sunnitischen und der schiitischen Tradition des Islams aufgreift. Abschließend geht ein österreichischer Beitrag (Wolfgang Weirer) auf das Phänomen des religiösen Fundamentalismus ein und fragt nach den Herausforderungen, vor denen christliche wie islamische Religionsdidaktik daher stehen.

Resümierend lässt sich dem trikonfessionellen Herausgeberteam dieses Bandes nur gratulieren. Es ist gelungen, die Frage einer ökumenischen Religionsdidaktik sowohl im Blick auf die Orthodoxie wie im Kontext auf Europa differenz- und pluralitätssensibel, theologisch wie religionspädagogisch zu konzeptualisieren. Wenn die katholische Herausgeberin in ihrem Ausblick die Einführung eines konfessionssensiblen, ökumenisch profilierten Religionsunterrichts einfordert, wird dies manchen, die sich bereits mit dem konfessionellkooperativen Religionsunterricht schwertun, wohl nicht gefallen. Die faktischen Lebenswirklichkeiten der Schülerinnen und Schüler, um deren Subjektwerdung und religiöse Bildung es schließlich geht, sprechen zweifelsohne dafür. Die Argumente, die dieser Band bereitstellt, ebenso.

Thomas Franz

Glauben ist menschlich

Quellen des Lebens

Warten

Täglich aufbrechen

Christentum

Theologie

Hermann Stinglhammer / Bernhard Kirchgessner (Hg.)
Einführung in das Christentum – für heute
Teil 1: Der Glaube an Gott

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag. 2020

175 Seiten

19,95 €

ISBN 978-3-7917-3178-0

Die beiden Herausgeber legen mit „Der Glaube an Gott“ den ersten eines auf drei Bände konzipierten Glaubenskurses vor. Am Apostolischen Glaubensbekenntnis orientiert, sind sie Joseph Ratzingers Buch „Einführung in das Christentum“ verpflichtet, wollen heutigen Adressaten die grundlegenden Inhalte des Glaubens aus unterschiedlichen Perspektiven vermitteln. Sie werden in sechs interessanten Kapiteln als Beiträge verschiedener Autoren klar und übersichtlich dargestellt.

Noch vor ihren Ausführungen steht das Gespräch der beiden Herausgeber mit dem Passauer Bischof Stefan Oster: „Ich glaube, wir glauben“ (13-33): Glaube ist als ein personales Verhältnis zu Jesus Christus zu verstehen, in dessen Heiligem Geist der Einzelne gemeinsam mit anderen in der Beziehung zu Gott, dem Vater, leben kann.

Im folgenden Beitrag (35-62) zeichnet Ludger Schwienhorst-Schönberger die Entstehung des Glaubens an den einen Gott nach: Israel vertraut Jahwe, dem bildlosen Befreier aus der ägyptischen Knechtschaft. Der Monotheismus bedeutet den „Göttersturz“. Im Kontext der Diskussion über die Bedeutung des Bilderverbots im Christentum hebt der Autor hervor: Christus ist die inkarnierte Ikone des unsichtbaren Gottes. Die Menschwerdung steht darum der Vermenschlichung Gottes entgegen. Das eröffnet die Möglichkeit zum Gespräch mit dem Islam über den Monotheismus.



Im nächsten Kapitel (63-93) thematisiert Bernhard Klinger die Beziehung Gottes zur Welt im christlichen Schöpfungsglauben. Dem für das Nachdenken über Gott und die Schöpfung grundlegenden christologischen „Anweg“ folgt der philosophische. Dem dritten in Liturgie und Spiritualität folgen als der vierte Anweg Verstehensmodelle zum Verhältnis zwischen dem Schöpfungsglauben und den Naturwissenschaften. Sie werden in konziser Information referiert. Seine Ausführungen vertieft der Autor, indem er das mit den unterschiedlichen Denkansätzen jeweils verbundene Verhältnis Gottes zur Welt begrifflich kennzeichnet: deistisch, theistisch, pantheistisch, panentheistisch. Lebensbedrohliche und lebensförderliche Manifestationen der Schöpfung führen zu der Frage, ob das Schauspiel der Welt das Spektrum Gottes ist. Der fünfte Anweg bezieht sich auf die Eigenart biblischer Schöpfungserzählungen im Umfeld des Alten Orients und anderer Schöpfungsmythen. Bernhard Klinger will mit den vorgestellten Gedankengängen dazu anregen, theologisch und philosophisch intensiver über die Schöpfung zu reflektieren.

In den beiden nächsten Kapiteln geht es um eine Verhältnisbestimmung des Glaubens. Hermann Stinglhammer beschäftigt sich in seinem theologischen Versuch mit Glaube und Vernunft (95-112): Glaube kommt als Vernehmen der Wahrheit Gottes in den Blick. Er ist eine Lebensform. In ihr öffne ich mich aufmerksam für Gottes Anspruch. Dieser bewährt sich als mein Lebensexperiment. Es gilt deshalb, den Menschen in eine gelebte Gottesbeziehung einzuführen. Darin kann er sich den Glauben schenken lassen.

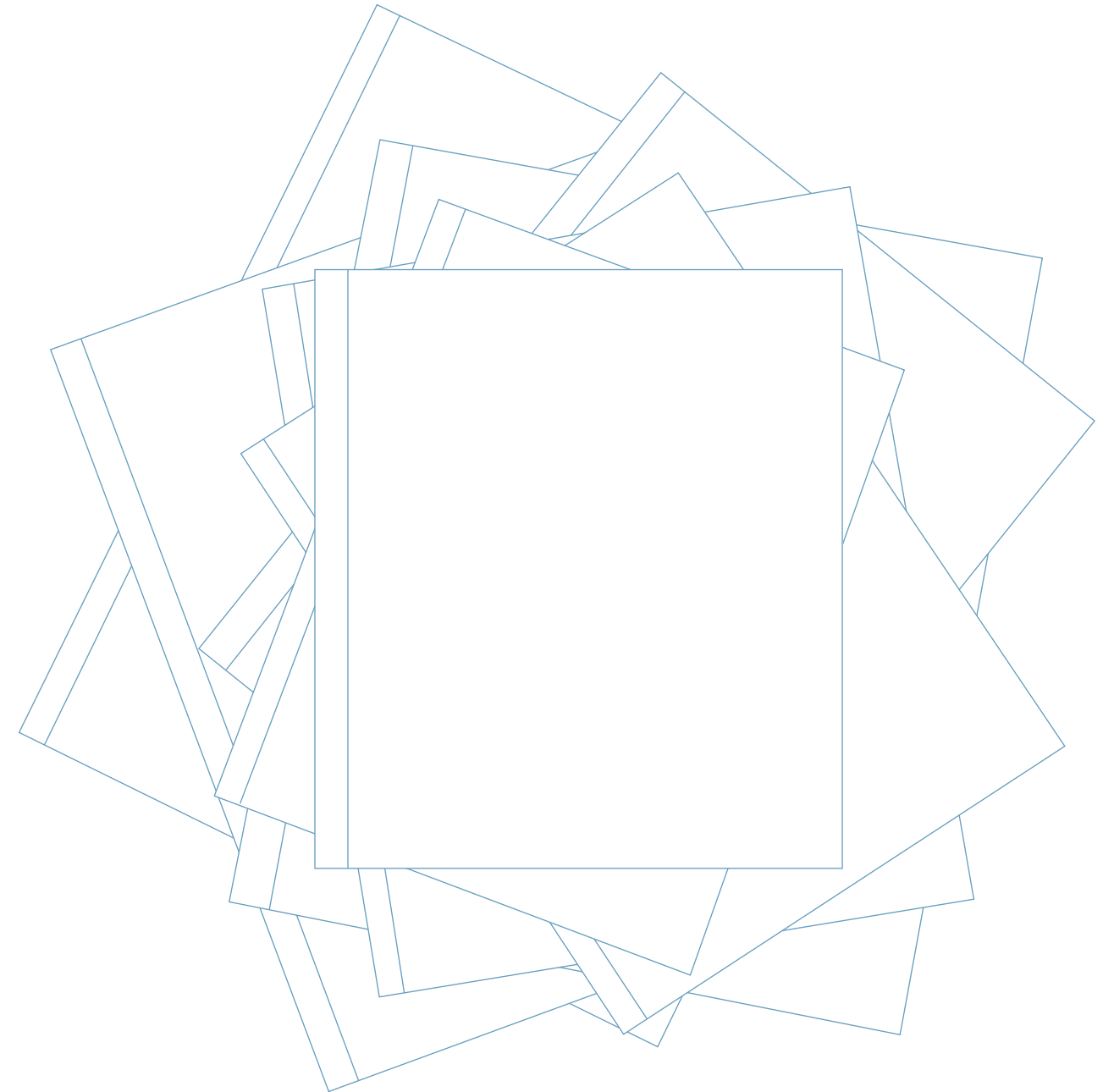
Johannes Prantl thematisiert das spannungsvolle Geschwisterverhältnis zwischen Glaube und Zweifel (113-131). Zum Glauben als Begegnungsgeschehen gehört der Zweifel in Konfrontation mit den Lebensunsicherheiten, aber auch der Gewissenszweifel. Angesichts dessen erscheint der offene Austausch mit anderen besonders bedeutsam.

Die Frage, ob das Christentum eine Buchreligion sei (133-145), beantwortet Andrea Pichlmeier mit dem Bild der Ellipse: Wer der Auferstandene ist, den sie im Brot empfangen, begreifen die Christen durch das Wort. Damit es nicht gestaltlos wird, bleibt das Wort Gottes auf das Buch, die Bibel, verwiesen.

Am Schluss des Buches (147-174) stellt Isidor Baumgartner existentiell zugespitzt die doppelte Frage: „Quält Gott die Menschen? Warum trifft Menschen Leid?“. Nachdem unterschiedliche Versuche referiert werden, die Theodizeefrage zu dekonstruieren, problematisiert der Autor die Allprädikate, kennzeichnet die göttliche Allmacht mit Kierkegaard als Selbstzurücknahme Gottes. Diese eröffnet einen Beziehungsraum, der die Freiheit des Geschöpfes begründet. Richtungsanzeigen für die offen zu haltende Frage nach Gott im Leid stehen am Ende des Kapitels: Der christliche Glaube besteht auch darin, die eschatologische Hoffnung auf die Überwindung des Leids wachzuhalten. In Werken der Barmherzigkeit kann ich die Leiden lindernde und überwindende Liebe Gottes schon jetzt in Wort und Tat bezeugen. Die Theodizeefrage offenzuhalten bedeutet zuletzt, mit den Fragen zu leben.

Anspruchsvoll, jedoch gut lesbar, bereichert diese komplexe Einführung das Glaubenswissen. Das Buch bietet in jedem Kapitel vielfältige Anstöße zur Vertiefung des eigenen Glaubens und zum Gespräch darüber.

Heribert Körlings

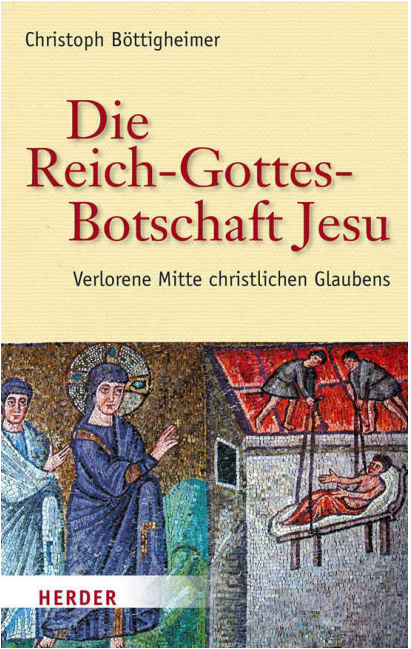


Christoph Böttigheimer
Die Reich-Gottes-Botschaft Jesu
Verlorene Mitte des christlichen Glaubens

Freiburg Herder Verlag. 2020
272 Seiten
28,00 €
ISBN 978-3-451-38754-8

Die Botschaft Jesu vom Reich Gottes, um dessen Kommen die Christen im Vater unser beten, hat zentrale Bedeutung. Sie steht aber in der kirchlichen Verkündigung und im christlichen Glaubensleben am Rand als die „verlorene Mitte“. Der Untertitel des Buches überrascht, fordert heraus und motiviert zur Lektüre. Christoph Böttigheimers gut verständliche, eingängige Darstellung besteht aus vier übersichtlichen, klar strukturierten, plausibel miteinander verknüpften Teilen.

Abschnitt A, Botschaft Jesu (17-89) bildet das bibeltheologische Fundament: In seiner Predigt verkündigt und in seinem Handeln vergegenwärtigt Jesus, woraus er selbst lebt, die Nähe Gottes als Beziehungswirklichkeit menschlichen Miteinanders. Weil es sich dabei nicht um Herrschen, sondern um eine von Gottes Gegenwart durchdrungene Wirklichkeit handelt, benutzt Böttigheimer den Begriff „Reich Gottes“. Wichtig für die weitere Argumentation: Das Reich Gottes steht als neue Schöpfung zwar noch immer aus. Die von Jesus verkörperte heilvolle Gegenwart Gottes, an der die Menschen teilhaben, die sie annehmen und aus der sie das Leben gestalten können, ist aber durch Gottes Initiative bereits gegenwartswirksam. Auf diesem Hintergrund werden in den folgenden als „Fragezeichen“ charakterisierten Kapiteln drei Aspekte thematisiert: B. Nähe der Basileia (91-135), C. Parusie Christi (137-201) und D. Kreuzestheologie (203-240). Offene Fragen zum Weiterdenken stehen am Ende jedes dieser Kapitel. Am Schluss seines Buches (241-244) gibt der Autor einen zusammenfassenden Überblick.



Die Nähe der Basileia vollzieht sich als Wirksamkeit Gottes im noch bestehenden alten Äon. Mitten in der weiter fließenden Zeit ereignet sich der Kairos, die Wende als Heilsgabe, die Wirklichkeit neu qualifiziert. Als Fülle der Zeit ist das Reich Gottes nicht temporal, sondern qualitativ aufzufassen: Es bezeichnet das Sinnziel, das dem Einzelnen schon in seinem Leben anfanghaft zuteilwird. Dabei ist eine Unterscheidung wesentlich: Mit Jesu Auftreten und Anspruch beginnt die messianische Zeit. Sein Tun ist aber nicht die Verwirklichung, sondern die Voraussetzung des Reiches Gottes. Gott bereitet damit das Kommen der Basileia vor. Dieses ist ein futurisches Ereignis. Denn trotz des Auftretens Jesu bestehen Unrecht und Not fort, gehören zur Schöpfung destruktive, leidvolle Vorgänge. Die mit dem Reich Gottes gegebene Hoffnung hat aber neben der individuellen eine kosmische Dimension. Sie bezieht sich auf die gesamte Wirklichkeit. Durch diese ganzheitliche Sicht deutet Böttigheimer interessante Möglichkeiten zum Gespräch mit kosmologischen Verstehensmodellen in den Naturwissenschaften an.

Die Heilung und Vollendung der Schöpfung erwarten die treffend als adventliche Menschen bezeichneten Christen mit der Parusie Christi. Die Hoffnung auf seine Wiederkunft motiviert dazu, für andere einzutreten. Eine solche Proexistenz kennzeichnet das ganze Leben und die Botschaft Jesu. Sein Tod am Kreuz ist die Folge seines gesamten Auftretens. Im Schlusskapitel zeigt Böttigheimer, dass mit Bezug auf die Reich-Gottes-Botschaft Jesu eine einengend auf das Kreuz verbundene problematische Erlösungsvorstellung überwunden werden kann.

Christoph Böttigheimer schreibt kenntnisreich und unprätentiös über die christliche Hoffnung. Das ganze Buch oder Teile daraus bieten vielfältige Anregungen für das Gespräch und für die Weitergabe des Glaubens.

Heribert Körlings

Peter Kliemann

Glauben ist menschlich

Argumente für die Torheit vom gekreuzigten Gott

Stuttgart: Calwer Verlag. 19., völlig neu überarbeitete Auflage.

2020

350 Seiten

15,95 €

ISBN 978-3-7668-4520-7

„Glauben ist menschlich“: Fatal oder beabsichtigt: Wer denkt bei diesem Titel nicht an eine Verwechslung des Glaubens mit dem Irren? Einem banalen, Descartes-freien Verständnis nach würde das eine Provokation darstellen: Glaube bedeute, typisch menschlich an Fake Realities ausgeliefert zu sein, sei also mit Anselm: Torheit. „Torheit vom gekreuzigten Gott“, so spricht konsequent der Untertitel. Das klingt fast wie Paulus nach Moltmann oder Jüngel, ist es aber nicht und wäre so auch irreführend.

Und jetzt könnte es losgehen mit dem Theologisieren – was nicht geschieht. Denn die folgenden 350 Seiten handeln von etwas anderem, wie es der Klappentext und einige Fußnoten zu erklären versuchen. Das Buch handelt tatsächlich erstens von der überarbeiteten Sammlung der Oberstufenkurse im Fach evangelische Religionslehre, zweitens von der Anstrengung, den Glauben zu durchleuchten und dem Fehlen einer brauchbaren Erklärung des religiösen Gegenstandes für gebildete Laien aufzuhelfen sowie drittens von der Absicht eines Katechismus, eines „großen Wurfs“ nach dem Vorbild von etwa Künigs „Christ sein“ oder Oosterhuis’ „Alles für Alle“. Ein strammes Programm.

Was Sie in diesem Buch lesen, ist erstens durchgehend korrekt und nüchtern. Viel Aufwand wird betrieben, schwierige Stellen noch einmal aus früherem Wissen zu rekapitulieren, auch Gegenpositionen zu erwähnen, das Lernen durchgehend mit Randtiteln zu erleichtern. Erreicht wird große Vollständigkeit der Stichworte oder der erwähnten Wissensbereiche. Die verbindenden Argumente kommen konsistent und knapp (und entsprechend redundant) daher.



Einem Religionslehrer schwant, wie er aus jedem Kapitel Klassenarbeiten basteln könnte – Klassenarbeiten, die wegen des einfachen argumentativen Rahmens und vorgegebener Stichwörter relativ einfach auszuwerten wären. Die gelenkte Argumentation bildet die eigene Stärke dieses Buches – andererseits macht sie es dem Leser (und den Geprüften) nicht leicht, sich den „eigenen Senf“ zu erarbeiten. Hilfreich könnte es sein, wenigstens exemplarisch Primärtexte zu studieren – und dabei zu entdecken, dass plausible Denkvorschläge ganz ausfallen können.

Der „gebildete Laie“ wird zweitens mit angenehm verständlicher Sprache angesprochen. In verschiedenen Bezugsfeldern zwischen Bioethik und Kirchengeschichte praktiziert der Autor Anwendungen seiner entwickelten theologischen Grundstrukturen, insbesondere: das Spannungsverhältnis von „jetzt schon und noch nicht“ in der Reich-Gottes-Wahrnehmung, das Prinzip Agape und die Erinnerung an die Wirklichkeit von Sünde. Ein Hang zur Ethik und zu moderaten Positionen lässt sich erahnen. Viel Platz wird dem exegetischen Grundwissen gewidmet, das entgegen den Ankündigungen der Buchtitel die Theologie des Neuen Testaments (und des AT und der weiten Tradition) in den Hintergrund drängt.

Vor uns liegt drittens ein ausdrücklich lutherischer Katechismus. Und das ist sicher gut „menschlich“. Jemand versichert seine Leser des gemeinsamen evangelischen Glaubens als eines Inhaltes, der von außen auf ihn zukommt, wie ein schulischer Lernstoff. Noch einmal: Auch das finde ich gut und hilfreich. Dabei entsteht ein Bild des Christlichen, das mir Katholiken über weite Strecken nicht nur nachvollziehbar, sondern geradezu sympathisch erscheint. Und selbst solche Stellen, die mir fremdartig vorkommen, kann ich verstehen.

Und doch fehlt hier etwas. Mit dem schwachen Argument eines „handlichen Büchleins“ werden die Argumente der Ökumene ausgeschlossen. Und genau das nährt den Verdacht des Getrenntseins der Christen, ja den Verdacht von höflich übersehener und mit Schweigen übergangener Ungläubigkeit der anderen. Angesichts der erreichten Ergebnisse der ökumenischen Arbeit ist das überflüssig und störend. Wenn der Autor der Meinung sein sollte, Catholica sollten besser nicht gelesen, wahrgenommen oder dargestellt werden, dann muss er genau darüber in den Disput eintreten. Wenn das Büchlein deshalb eine Seite länger wird, hilft das und wäre ehrlich.

Diese leichte Verschwommenheit wirkt in die Breite. Mag sein, dass eine Vorliebe für dialektische Rhetorik hier fatal wirkte. Die Einführung des Begriffs von Glauben wirkt banal und vermeidet verbindliche Aussagen. Das Wort Gottes wird abhängig gemacht von wissenschaftlicher Exegese, also Expertenmeinungen – und verdeckt so die Frage nach ebendieser Verbindlichkeit. Das mag nun nach papstkirchlicher Überheblichkeit und altbacken klingen. Aber es fällt dann doch auf, dass das angesprochene Thema Kirche (als Existenzform der Christen, als Gemeinschaft – aus Sündern! – und Mysterion) weitgehend ausfällt und über die typisch kirchlichen Vitalfunktionen (Liturgie, Zeugnis, Diakonie) weitgehend geschwiegen wird. Selbst „Gott“ als Begriff und Inhalt fällt aus – nicht dass das Wort nicht manchmal fiele, doch selbst bei Erwähnung wird es seltsam defensiv gleich wieder zurückgenommen und in Randreflektionen auslaufen gelassen. Kann man ihn lieben, sich auf ihn verlassen?

Dies alles sage ich mit dem Vorbehalt, dass es diese Art von Christentum auch ernsthaft gibt und sicher geben darf. Ausprägungen des Glaubens existieren nicht ohne die Situation der ihn praktizierenden Menschen. Deshalb gibt es eine legitime Ökumene von christlichen Lebensformen lange vor konziliaren Beschlüssen. In diesem Buch wird uns eine solche Lebensform argumentierend vorgelegt. Das Ergebnis ist sympathisch und Streitbar. Mit solchen Texten kann man weit gehen.

Heribert Löbbert

Michel de Certeau

Täglich aufbrechen zu den anderen ...

Reflexionen zur christlichen Spiritualität

Herausgegeben von Andreas Falkner SJ

Unter Mitarbeit von Christoph Benke

Mit einer Hinführung von Sr. Anna Elisabeth Rifesser

Würzburg: Echter Verlag. 2020

172 Seiten

14,90 €

ISBN 978-3-429-05510-3

Wer in Gott eintaucht, taucht beim Nächsten auf – und wer sich wirklich auf den Anderen und Fremden als Nächsten einlässt, ist schon von Gott ergriffen. Diese mystisch-politische Grunddynamik des biblischen Hauptgebotes spiegelt sich vielfarbig in Glaubensbiografien, bisweilen gar abbildlich in deren Lebenshälften. Dass z.B. der jetzige Papst sich derart politisch und ökologisch äußert, dass es die verbürgerlichten Kirchen Deutschlands eher verschreckt als ermutigt, hat tiefe Quellen in seiner ignatianischen Prägung und jesuitischen Geschichte: Die stets höhere Ehrung Gottes und das Wohl der Erde gehören zusammen. Auch im Leben und Wirken seines Ordensbruders Michel de Certeau (1925-1986), einem der Lieblingstheologen von Papst Franziskus, zeigt sich diese Spannung von Gottes- und Fernstenliebe, von Innerlichkeit und Äußerlichkeit desselben Engagements. Ab den berühmten 68er Jahren wird Certeau sich immer mehr und bis zum Äußersten dem säkularen Denken und Leben aussetzen, heraus aus der gelernten Gestalt von Kirche und Theologie und hinein in das interdisziplinäre und interkulturelle Spiel der globalen Weltkräfte. Aber dieser mutige Aufbruch an die Peripherien und hinein in die vermeintlichen Brennpunkte post-modernen Lebens lebt zutiefst von dem Kraftfeld christlicher Innerlichkeit, das mit Gebet und Christusverbundenheit markiert ist: Gott in allen (!) Dingen finden und kontemplativ sein mitten in der höchst aktiven und ganz solidarischen Auseinandersetzung mit „den“ Menschen von heute, gerade auch fern aller Christlichkeit oder gar Kirchlichkeit (vgl. zum Ganzen Christian Bauer, Marco Sorace: Gott, anderswo? Theologie im Gespräch mit Michel de Certeau, Ostfildern 2019).



Die hier gebündelten Aufsätze des frühen Certeau (von 1958, also zwei Jahre nach seiner Priesterweihe und acht nach dem Eintritt bei den Jesuiten bis 1967) offenbaren, höchst folgenreich auch für später, die tief christliche Prägung und Bindung in Orden und Kirche. Das frühe Porträt von Peter Faber, dessen Schriften er ediert, liest sich wie das Sehnsuchtsbild seiner selbst, das er später wirklich realisiert; Vergleichbares gilt von dem Aufsatz zu Jean-Joseph Surin, Jesuiten-Mystiker der zweiten Generation, dessen Werke er erschließt und als eine Art Double begreift. Immer geht es um den ständigen Aufbruch zu Gott und zum Nächsten als einer unendlichen Pilgergeschichte. Das Exerzitienbuch des Ignatius wird dafür als eine Art Wanderkarte und Wegbeschreibung erschlossen – das stets für den unverwechselbar eigenen Weg hier und heute und in wissender Hoffnung, dass Gott uns in allem schon entgegenkommt und Mitgehende sucht. Alle Dinge „rufen uns auf, von innen und außen uns der Arbeit Gottes zu öffnen“ (162). Alles kommt darauf an, dieser (wechselseitigen!) „Sehnsucht Raum zu geben“ – der Sehnsucht des Menschen nach Gott und der Sehnsucht Gottes nach uns Menschen (wie

der zeitlich letzte Aufsatz von 1967 entfaltet). Und das nicht primär in den gewohnten innerkirchlichen Bahnen und Sprachspielen, sondern in der Anonymität der vermeintlich gottlosen Welt und mit ihr. Ebenso bewegend wie bezeichnend dafür ist der Aufsatz über „Das Gebet von Arbeitern“. Certeaus Theologie im Ganzen ließe sich als Gebetslehre und -praxis buchstabieren: Existenz, Alltag und Welt ins Gebet nehmen. Trefflich hat man Certeaus Aufsatz „Ignatianischer Universalismus“ von 1966 ans Ende der reichhaltigen Dokumentation gestellt. Ganz im Sinne der Konzilszeit wird hier die ignatianisch-christliche Spannung von „Mystik und Sendung“ entfaltet.

Ähnlich lehrreich sind die Meditationen zu Bibeltexten wie Emmausgang oder Himmelfahrt, in die der jüngst verstorbene Übersetzer aller Texte, Andreas Falkner SJ, selbst einführt. Seine Überschrift „Geschichte verspüren“ trifft genau, weil sie ganz anti-idealistisch auf der konkreten Lebenspraxis besteht und die geistliche Intuition und Glaubensphantasie betont. Nie werden die neutestamentlichen Texte bloß museal oder archäologisch gelesen, immer „als wär’s ein Stück von mir“ und im Kon-Text des Hier und Jetzt. Der exegetisch Geschulte und Gebildete wird bisweilen schlucken ob der angewandten Hermeneutik unmittelbarer Aneignung und Übersetzung, aber mit Zielrichtung und Lernergebnis kann er nur zustimmend sich mit auf den Weg machen: die Bibel insgesamt ist ja Exilliteratur und will genau in dem Geist gelebt und verstanden werden, in dem sie geschrieben ist: als Aufbruchs- und Weggeschichte.

Die 14 Beiträge sind nicht chronologisch, sondern thematisch angeordnet und untereinander nicht weiter verknüpft. Die sensible Hinführung hilft zur Vernetzung. Eine stärkere Verbindung mit den gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen damals hätte nahe gelegen, lesen sich Certeaus Meditationen doch auch als Brunnenstube und Begleitmusik des konziliaren Aufbruchs. Papst Franziskus hat Recht: Certeau gehört mit der hier mehr „spirituellen“ und dann mehr „politischen“ Lungenhälfte seiner Mystik zu den wichtigsten Theologen heute. „Pater Schmetterling“ war einer von Certeaus Spitznamen zu Lebzeiten, und solch sensible Seismografen des Klimas werden heutzutage schmerzlich vermisst. Aber mit dem Gott-Vermissen fängt alles an, und dann braucht es die Wahl und dann die Entscheidung: „nicht ohne die Anderen“ – und „den“ Anderen.

Gotthard Fuchs

Sibylle Lewitscharoff / Heiko Michael Hartmann

Warten auf

Gericht und Erlösung: Poetischer Streit im Jenseits

Freiburg: Herder Verlag. 2020

208 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-451-39212-2

„Unser keiner lebt sich selbst, und niemand stirbt sich selber.“ Der dezidierte Vers aus dem Römerbrief (14,7) steht am Eingang dieses Dialogbuches, und man darf in ihm einen Schlüssel sehen für alles, was folgt. Denn bekanntermaßen sind Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit, Leib und Seele, sicherlich auch Schuld und Sühne samt der Idee der Gerechtigkeit irdisch inkommensurabel. Nur die Zusatzannahme Gott eröffnet eine Dimension, die auf eine Aufhebung dieser Gegensätze, auf ihre Versöhnung hoffen lässt. Die christliche Kunde von der Trinität wagt sich hier weit voran, wenn sie davon spricht, dass Gott „in“ Jesus Christus Mensch wurde; dass in Jesu Auferstehung der garstige Todesgraben zu einem Hoffnungszeichen wurde. Christen halten an dieser Kunde fest, daran, dass sie nach diesem Leben der *communio sanctorum*, der Gemeinschaft der Heiligen, angehören werden. Wer „Näheres“ erfahren möchte, gerät, eschatologische Traktate hin oder her, schnell in Sackgassen und auf Abwege.

Davon handelt das ungewöhnliche Buch von Sibylle Lewitscharoff und Heiko Michael Hartmann. Hier treffen sich zwei Menschen, eher zwei Seelen, nach ihrem Tod in einem Jenseits, das so gar nicht ihren irdischen Vorstellungen gleicht. Sie, Gertrud Severin, 1968 in Stuttgart-Degerloch geboren, war Lehrerin und in einem schillernden, doch letztlich christlichen Verständnis des „Nachher“ geboren. Sie erhoffte sich ein „Gericht, das erleuchtet“, eine „göttlich inspirierte Wühlarbeit“, einen „neu erschaffenen transzendentalen Leib“. Er, ein Intellektueller, dem es schwerfällt, Biographisches preiszugeben, hoffte auf eine Entgrenzung, darauf, sich in einer „göttlichen Substanz“ aufzulösen. Nun aber, nach einem durch einen Flugzeugabsturz bedingten dramatischen Ableben „ohne Grab“, befin-



den sich beide in einem höchst verwirrenden Zustand; in einem Jenseits des Todes, das eher einem Wartesaal und einem Spiegellabyrinth denn einem Paradies oder Nirwana gleicht. Ihre Wortwechsel – die „schwäbische Provinznudel“ und ihr grantiger „Widerborst“ können sich hören, aber nicht sehen – spiegeln ihre Welt- und Himmelsichten wider, im gleichen Maße ihre Ratlosigkeiten. „Mir war im Leben die Solidarität mit den Toten wichtig – deren Erlösung, aufgehoben in flaumiger Anmut und Schönheit, beflügelt vom Erbarmen, die den sich zersetzenden Leib von Stank und geronnenem Blut befreit“, lautet ein typischer Gertrud-Satz. „Ein Mensch, der nach seinem Tod die Schranken seiner Prägungen überwinden will, sucht die Transzendenz möglicherweise mit mehr Inbrunst und Glaubwür-

digkeit als du, die sich selbst und ihre Erinnerungen mit in ein Jenseits nehmen will, in dem sie ihre verstorbenen Kumpane, vielleicht auch ihre Haustiere unter großem Hallo wiedertreffen möchte“, so der Einwurf ihres namenlosen „Jenseitsgefährten“. Auf jeder Seite des Buches finden sich solche Zurufe, die auf eine ingeniose und ausdauernde Weise die Schwierigkeiten buchstabieren, Zeit und Ewigkeit zusammenzudenken. Das macht das Buch einerseits zu einer Tour de force, die eher eine abschnittsweise denn eine Lektüre „in einem Zug“ empfehlenswert macht. Andererseits wird der geduldige Leser mit einer Fülle von Einsichten und Bildern belohnt, die er zu seinen eigenen machen oder ihnen widersprechen kann. So erweitert sich der Dialog der beiden unfreiwilligen Jenseitsgefährten zu einem Gespräch mit dem Leser, der in der Regel wohl die hoffnungsvolle Gertrud wie ihren skeptischen Widerpart in sich vereinigen dürfte.

Und da gibt es noch weitere Akteure dieses Jenseitsspiels. Nach und nach kann Gertrud umriss-hafte Gestalten wahrnehmen, verhuschte Seelen, mit denen sie kurze Gespräche führt. Es sind nur Andeutungen, die sie wahrnehmen kann, denn diese Wesen sind nicht sehr gesprächig. Doch „trifft“ sie nicht nur ihr bis dato Unbekannte, sondern auch epochale Literaten wie Christine Lavant, Gilbert Keith Chesterton oder Samuel Beckett. Der irdische Ruhm freilich zählt „hier“ nicht viel: „Hier oben gibt’s ja nicht mehr gar so viel zu spekulieren und zu theoretisieren“, meint Chesterton. „Wir müssen einfach warten und brauchen Geduld.“ Ist damit das letzte menschenmögliche Wort gesagt? Wir wissen es nicht, und auch Sibylle Lewitscharoff und Heiko Michael Hartmann können es nicht wissen. Der denkwürdige „Poetische() Streit im Jenseits“ zeigt uns aber, dass wir über die „Letzten Dinge“ nachdenken dürfen und sollen, gerade dann, wenn unsere Hoffnung das dem Menschen Mögliche übersteigt.

Christian Heidrich

Jürgen Moltmann

Auferstanden in das ewige Leben

Über das Sterben und Erwachen einer lebendigen Seele

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2020

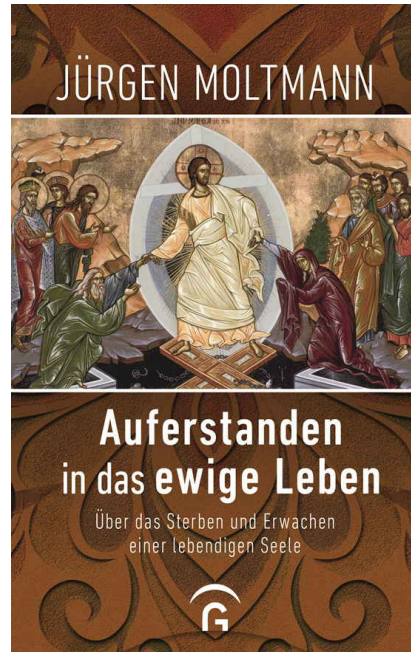
110 Seiten

12,00 €

ISBN 978-3-579-06602-8

Michel de Montaigne hat 1580 in einem bekannten Essay über den Tod nachgedacht. Philosophieren heiße, so der Denker, sterben lernen. Verschafft die Philosophie eine Art geistigen Schutz gegenüber der Angst vor dem Tod? Der christliche Glaube lädt ein, der Hoffnung zu vertrauen, die über den Tod hinausreicht. Dennoch muten viele Worte über das ewige Leben schal an. Oft schenkt die theologisch versierte Rede den Hinterbliebenen nur wenig Trost.

ber Hoffnung hat der evangelische Theologe Jürgen Moltmann oft nachgedacht. Abstrakt und schwerbltig, wie aus einem Oberseminar, klingt die Frage: „Gibt es ein Leben nach dem Tod?“ Behutsam wie eindringlich präzisiert Moltmann darum: „Nachfrage: Nach wessen Tod?“ So grenzt er sich von der philosophischen Denkweise ab, die zu einer gewissen Souveränität im Umgang mit dem Tod führen kann, aber egoistisch und mitleidlos bleibt. Moltmann schreibt: „Das eigene Sterben erfahren wir, den eigenen Tod nicht. Den Tod erfahren wir nur an anderen Menschen, die wir lieben. Ihren Tod erfahren wir an unserer Liebe zu ihnen und zu ihrem Leben.“ Es gebe die „bedingungslose Liebe“, die mit Hingabe verbunden sei, als „Ganzsein“ in einem „zerrissenen und unübersichtlichen Leben“ erfahren werde. Geliebte Menschen sterben. Der Autor selbst denkt an den Tod seiner Frau Elisabeth. Mehr sagt er nicht, aber lesend ahnen wir den Horizont seiner Erfahrung. Er spricht von der Ewigkeit als der „ewigen Lebendigkeit“, mit der die „Ursprünglichkeit“ der „erfüllten Zeit“ verbunden sei. In diesem Sinne schreibt er Worte der Ermutigung: „Sehen wir durch den dunklen Horizont des Sterbens hindurch in die Morgenröte des neuen Tages Gottes, dann macht uns die Anfnglichkeit aller Dinge, die wir lieben, lebensvoll.“



Die Evangelisten berichten, so Moltmann, von den Frauen am leeren Grab. Sie hätten „keinen Osterjubel“ angestimmt. Vielmehr erschrakten sie, weil die Stimme des Engels ihnen bewusst machte, dass der „Zusammenbruch der Weltordnung von Leben und Tod“ Realität geworden war. Was Maria Magdalena und Maria aus Magdala erfahren – die „neue Wirklichkeit“ –, übersteigt den Horizont menschlicher Erfahrung. Dies sei mit den „Erkenntnismöglichkeiten dieser Welt nicht auszudenken“: „Etwas in dieser endlichen Welt Unmögliches wird Wirklichkeit in der neuen Welt Gottes. ... Die Kraft, die Christus von den Toten erweckt hat, ist die göttliche Schöpferkraft, die wirkt wie am ersten Tag der Schöpfung.“ So deutet Moltmann die Auferstehung Christi und fragt nach deren Bedeutung für den Christen heute. Die „Todesschmerzen“ des Menschen seien wie die „Geburtsschmerzen des ewigen Lebens“. Den Augenblick des Todes beschreibt er als den Moment des Erwachens, die „Auferweckungsstunde“ als die „Geburt zum ewigen Leben“. Wir wsstens oder dürften gewiss sein, „dass die Seele des Verstorbenen schon

auferweckt und erwacht ist“. Mit „Seele“ meint der Theologe das „Ganze unseres Lebens“, in der Gestalt, „die Gott für uns in seiner zukünftigen Welt vorgesehen hat“. Der sterbliche Leib verschwinde mit dem Tod, aber Gottes Treue bleibe. Die „Seele“, anders gesagt: die Person, werde als „Ganzheit einer Lebensgestalt und Lebensgeschichte ... in der Gottesumgebung am Leben erhalten“. Der Sterbende nehme sein „ganzes, gelebtes Leben“ hinein in die „Auferstehung zum ewigen Leben“. Der Geist, der lebendig mache, schenke einen „weiten Lebensraum“, in dem auch jene geborgen und vollendet seien, „die nicht leben durften und nicht leben konnten“.

Christenmenschen dürfen hoffen. Sie erführen sich als getragen von der „Vorfreude auf das ewige Leben in Gott“. Mit glaubensvoller Zuversicht schreibt Moltmann: „Unsere menschliche Liebe zu geliebten Menschen ist auch eine Resonanz der göttlichen Liebe. Darum ist im Glück der Liebe auch ein Funke der Freude Gottes.“ Der glaubwürdige Zeuge der christlichen Hoffnung bekennt: „Unser ‚wahres Leben‘ liegt noch vor uns.“ So weit, so trostreich. Doch einige aber, die ihr Kind, den Lebenspartner, die geliebte Freundin oder die Eltern zu Grabe getragen haben, vermögen nicht so gelassen und glaubensvoll wie Moltmann sich auf diese Hoffnung zu besinnen. Sie möchten vielleicht daran glauben. Ob auch das genügen mag? Ich hoffe sehr. Jürgen Moltmanns authentische, sensible Gedanken über Sterben, Tod und Auferstehung sind lesenswert und stiften zum Nachdenken an.

Thorsten Paprotny

Notger Slenczka
Theologie der reformatorischen Bekenntnisschriften
Einheit und Anspruch

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 2020
735 Seiten
48,00 €
ISBN 978-3-374-06531-8

Evangelische Theologie reserviert das Wort „Dogma“ in der Regel für die großen altkirchlichen Lehrentscheidungen und fasst die normativen und konfessionsgründenden Texte des 16. und ggf. späterer Jahrhunderte als „Bekenntnisse“. Lutheraner folgen dabei dem Ideal des einheitlichen Bekenntnisstandes („una doctrina“), die reformierte Bekenntnisbildung betont, dass Bekenntnis situativ erfolgt und unter Änderungsvorbehalt steht („ecclesia semper reformanda“). Eine Theologie der Bekenntnisschriften gehört in beiden Traditionen zu den Großwerken konfessioneller Selbstverortung und -vergewisserung, weil sie nie nur Historisches zu den Bekenntnistexten liefert, sondern Angebote zu ihrem Verständnis und zu ihrem Stellenwert in der jeweils gegenwärtigen Debatte unterbreitet.

Von diesem Buch gilt das in pointierter Weise. Zunächst die Hermeneutik: Sie bricht entschlossen mit der Idee, die Bekenntnisschriften enthielten wahre Sätze, die von allen Gläubigen zu glauben seien. Vielmehr: Der Mensch vor und mit Gott ist das eigentlich interessierende Thema. Gegenständliche Rede über Gott ist demgegenüber und daraufhin grundsätzlich relativiert. Die Bekenntnisse sind freilich voll davon. Ihr Sinn erschließt sich, wenn man fragt, woraufhin sie ihre Theorie entfalten: auf „eine Situation der menschlichen Selbsterfahrung“ (44), „ein bestimmtes Selbstverständnis“ (60), nämlich auf eines, das von Kreuz und Auferstehung Christi bestimmt ist und das mit einem Wort Schleiermachers das „Bewusstsein der schlechthinnigen Abhängigkeit“ (564) ist.



Das Buch enthält ausführliche historische Informationen zu den lutherischen und reformierten Bekenntnissen, sortiert diese aber systematisch. Es geht um den Begriff der Kirche, um das Schriftverständnis, um Sünde, Evangelium, Glaube und das neue Leben in Christus, schließlich um Sakramentenlehre und Christologie. Leitend bleibt in diesen Berichten und Diskussionen die Idee, dass all dies gesagt werden kann und vielleicht gesagt werden muss, um etwas zu formulieren, was mit den objektsprachlichen Sätzen nicht identisch ist: Glaube als Selbstverhältnis, das sich in Christus begründet weiß. (390) Hier ist der Mensch ganz bei sich und zugleich sind Gott und Mensch eins. (611)

Diese Denkfigur wird im Neuprotestantismus oft entschieden gegen die Orientierung an den reformatorischen Bekenntnisschriften vorgebracht, die sich dann dem Vorwurf des traditionsverhafteten Objektivismus ausgesetzt sehen. Slenczkas Anspruch, gerade aus den Bekenntnisschriften zum mit sich selbst übereinstimmenden Subjekt als Ort der Gemeinschaft mit Gott zu gelangen, ist eine originelle und gelehrt vorgetragene Pointe: Die existentiale Wahrheit theologischer Aussagen ist stets wichtiger als ihr objektiver Gehalt, der gar gegen Null gehen kann. (608) Weil sie aber zu dieser existentialen Wahrheit führen, sind sie unverzichtbar.

Diese Pointe ist mit einer weiteren Sonderstellung des Buches verbunden: Slenczka bespricht lutherische und reformierte Bekenntnisse und er rekurriert ausführlich auf die Barmer Theologische Erklärung (BTE) der Bekennenden Kirche (1934) und auf die Leuenberger Konkordie (1973), in der Reformierte und Lutheraner Kirchengemeinschaft erklärten. Die BTE wird von lutherischer Seite in der Regel zwar gewürdigt, aber nicht unter die Bekenntnisse gezählt, was Slenczka geändert sehen will: Evangelische Bekenntnisse überhaupt – mit stärkerer Betonung des lutherischen Corpus doctrinae, begründet in seiner systematischen Geschlossenheit – konvergieren in der Unterscheidung von Lehre und der ihr vorausliegenden Wirklichkeit des Glaubens. (695) Kritisch fällt dabei das Verhältnis zur römisch-katholischen Theologie und Kirche aus: Die altkirchlichen Dogmen/Bekenntnisse zur Trinität und zur Gottessohnschaft Christi bilden nicht den größeren Rahmen des übergreifend Christlichen, in den sich die Reformation als Kirche unter Kirchen ein-

zeichnet. Vielmehr wird von den reformatorischen Kirchen präzise die anderweitig verdeckte Wahrheit der alten Bekenntnisse freigelegt. (412) Offen bleibt daher die Frage, ob die wechselseitigen katholisch-evangelischen Verwerfungen wirklich gegenstandslos sind, wie die jüngere Ökumene es behauptet. Auch können die beiden Konfessionen einander nicht als Kirche anerkennen. (71-73) Die differenzierte Einheit der reformatorischen Konfessionsfamilie geht also mit einer harten Abgrenzung von der Kirche Roms einher.

Dies Ergebnis ist sprechend für ein betont neuzeitliches und in der Tradition der liberalen Theologie angelegtes evangelisches Selbstverständnis. Es wäre ausnehmend interessant, eine Antwort aus der Perspektive katholischer Dogmenhermeneutik zu vernehmen.

Martin Hailer

Eugen Drewermann

An den Quellen des Lebens

Oder: Von Begegnung und Gespräch

Ausgewählt und herausgegeben von

Heribert Körlings

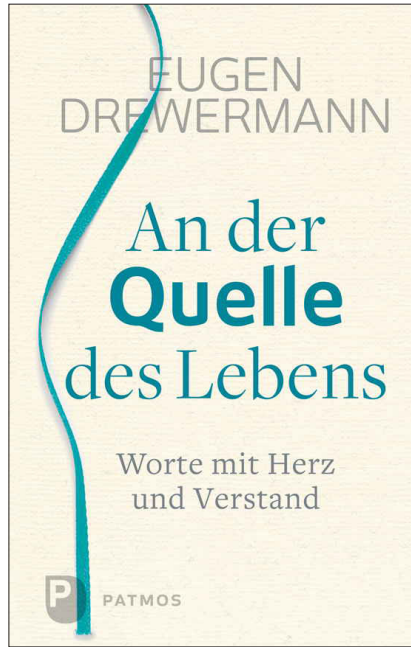
Ostfildern: Patmos Verlag. 2020

143 Seiten

15,00 €

ISBN 978-3-8436-1247-0

Eugen Drewermanns perspektivreiches Denken richtet sich in seinem Kern weder auf den Menschen noch Gott allein, sondern auf das „Dazwischen“ – jene Beziehung zwischen Mensch und Mensch und Gott und Mensch, die das Individuum von seinen quälend-beklemmenden Kontingenzerfahrungen zu heilen vermag und ihm ein „Jenseits“ aller irdischen Beschränkungen eröffnet. Ein wiederkehrendes Symbol für dieses lebensbedeutsame „Dazwischen“ ist bei Drewermann das Fenster. Denn er begreift das einzelne, auf sich selbst fixierte Leben als bloßes Dahinvegetieren in einem „unentrinnbaren Gefängnis“, in dem der Mensch wie ein unschuldig zum Tode Verurteilter auf den Tag der Hinrichtung warte (39). Als Gefangener erscheint das Individuum bei Drewermann geradezu krankhaft verkapselt, abgeschnitten von der als bedrohlich empfundenen Außenwelt, einem riesigen Angst-Reservoir. Zu dieser Welt unterhält der Mensch nach Drewermann keine ihn von seinen Ängsten befreiende Beziehung, sondern ein phobisch-distanziertes Macht- bzw. Ohnmachtsverhältnis, das ihn – je nachdem – dazu bringt, sich völlig abzuschließen, sich willenlos auszuliefern oder sich Mensch und Natur kalkulierend zu bemächtigen. Deshalb ermutigt Drewermann den Menschen zu einer Umkehr; er könne sich der Welt und den Menschen vertrauensvoll zuwenden und verwirkliche dadurch „das Schönste, Riskanteste, Ungeheuerlichste auf dieser Welt“ (16): ein freier, individueller Mensch zu werden.



Heribert Körlings, ausgewiesener Drewermann-Experte und Herausgeber von zwei Lesebüchern („Drewermann-Lesebuch“, zusammen mit Jörg Fündling, 2009; „Im Einklang leben“, 2017), hat die Grundgedanken dieser Ermutigung in seiner neuen Textsammlung eindrucksvoll zusammengestellt. In neun Kapiteln mit wechselnden Perspektiven hat er aus Drewermanns Werk kundig etliche kürzere und längere Passagen ausgewählt, die darauf hinweisen sollen, wie der Mensch sein Leben sinnvoll gestalten könnte. Mit dem Titel knüpft Körlings an einen Abschnitt aus Drewermanns Buch „Grenzgänger“ an. Hier heißt es, kapitalismuskritisch, der Mensch könne von seiner Sucht nach Gold und Geld nur geheilt werden, wenn er dem „Strom des Lebens gegen die Strömung bis zur Quelle hin“ folge und sich „den Kopf waschen lasse“ in dem reinigenden, frei dahinfließenden Wasser (135). Die Anklänge an die Taufe sind nicht zufällig. Jesus (über dem sich bei der Taufe im Jordan der Himmel öffnet) habe, so Drewermann, ein „Fenster zum Absoluten und Unbedingten der Liebe“ sein wollen (92). Er habe dermaßen fest auf Gott vertraut, dass er die existenzielle Angst des Menschen überwunden und sich selbst

„so durchsichtig zum Himmel hin“ gemacht habe, „daß die Menschen sich von ihm aus dem Dunkel ins Licht gehoben fühlten“ (97). Die Umkehr, zu der Drewermann ermutigen will, ist also zunächst die Zuwendung zu Jesus, der den Menschen als Vorbild radikaler Zuwendung vor Augen führt, wie sich die Mauern des düsteren Welt-Gefängnisses transzendieren lassen. Es ist aber auch die vertrauensvolle Zuwendung zum Mitmenschen, den Drewermann – von Jesus als dem ganz auf Beziehung ausgerichteten, vollkommen geöffneten Menschen her – ebenfalls als Fenster begreift, durch den das Licht Gottes in die Welt strahle. Denn dem Liebenden öffne sich das Gegenüber und werde so zu einem Weg, der ins Unendliche hinüberführe (16). Hinter dem „Du“, dem sich der Mensch in seiner Liebe zuwendet, öffnet sich nach Drewermann der unendliche Raum des göttlichen „Ich-Du“, das alles, Ich und Du und das „Dazwischen“, umgreift. Dahinter steht bei Drewermann die Erfahrung, dass der geliebte Andere für den Liebenden eine Bedeutung gewinnt, die über die Grenzen des Irdischen hinausweist, da sich der Liebende für den Geliebten – wie bei Gabriel Marcel – das ewige Leben wünscht. Dieses „Jenseits“ ist die Geborgenheit des sterblichen Gegenübers im absoluten „Du“ Gottes.

Die Zuwendung des Menschen zum absoluten „Du“ hat für Drewermann enorme anthropologische und ethische Konsequenzen. Indem der Mensch sich in Liebe einem anderen Menschen zuwendet, wird er Drewermanns Auffassung nach erst wahrhaft er selbst: ein sich öffnendes, empfangendes Subjekt, das seine Angst verliert und sich vertrauensvoll in der Welt einzurichten vermag. Indem der Mensch sein Dasein darüber hinaus als Gottesgeschenk begreift, gewinnt er eine neue Sicht auf die Schöpfung insgesamt. Sie erscheint ihm nicht länger als Exerzierplatz seines Macht- und Gewinnstrebens, sondern als Bewährungsraum für ein Handeln in Freiheit und Verantwortung, das unbeeindruckt bleibt von den Grausamkeiten der Natur.

Nicht alle Thesen, die das Buch als Lebenshilfe präsentiert, sind außerhalb des Drewermann’schen Denksystems so anschlussfähig wie diese. Wenn Drewermann gegen den menschlichen Hochmut einwendet, es sei unmöglich, die Welt aus der Perspektive einer einzigen Spezies verstehen zu wollen (37f.), dann ist zu fragen, wie die Perspektive einer anderen Lebensform erschlossen werden könnte. Weder entspräche sie wohl unseren erkenntnistheoretischen Bedingtheiten noch wäre sie sprachlich verfasst. Auch Drewermanns ontologischer Fehlschluss vom Denken auf das Sein Gottes wirkt in einem Lesebuch seltsam unreflektiert. Am meisten befremdet seine Sicht auf das Böse im Menschen. Zwar ist im Rahmen seines psychoanalytisch geschulten und therapeutisch ausgerichteten Systems nachvollziehbar, dass Drewermann Sünde zu einem psychologischen und anthropologischen Problem umdeutet. Doch die Behauptung, jeder Mensch wisse, was er tun solle (70), verlangt nach einer ausführlicheren Begründung, als sie ein Lesebuch anzubieten vermag. Statt raumgreifende Argumentationsketten zu präsentieren, muss es sich auf prägnante Thesen konzentrieren – und ähnelt dadurch einer Sammlung von Aphorismen, die Bruchstücke aus einem großen Gedankengebäude präsentiert. Deshalb drängt auch dieses Lesebuch über sich hinaus – und erfüllt dadurch bestmöglich seine Funktion. Es ist ein Fenster, das einen Panoramablick auf das weitverzweigte Werk Eugen Drewermanns ermöglicht. Für alle, die an psychologischen und anthropologischen Fragen und an möglichen Antworten mit einem theologischen Vorzeichen interessiert sind, lohnt es sich, durch dieses Fenster zu schauen.

Alexander Schüller

Heilsbringer

Judentum

Buddhismus

Migration
Religion
Gender
Bildung

Andere Weltanschauungen

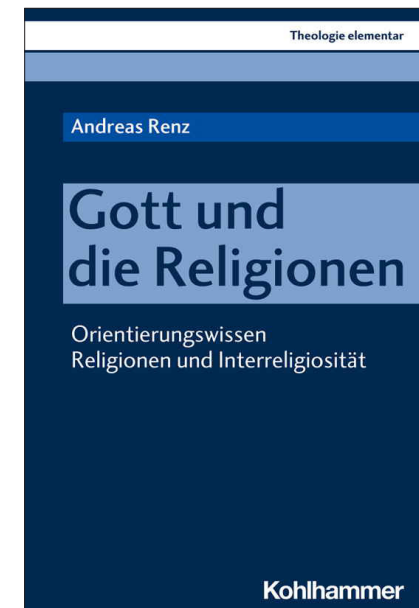
Gott und die Religionen

Jude Jesus

Andreas Renz
Gott und die Religionen
Orientierungswissen Religionen und Interreligiosität
Theologie elementar

Stuttgart: W. Kohlhammer-Verlag, 2020
264 Seiten
34,00 €
ISBN 978-3-17-039352-3

In der theologischen Diskussion der letzten 30 Jahre hat sich für die verschiedenen religionstheologischen Modelle ein Dreierschema herausgebildet: Während der Exklusivismus außerhalb der eigenen Religion keine Wahrheit anerkennt und der Inklusivismus in anderen Religionen immerhin Elemente der eigenen Wahrheit wahrzunehmen bereit ist, scheint allein der Pluralismus einen ernsthaften Dialog mit anderen Religionen zu ermöglichen. Bekannt und in manchen Religionsbüchern präsent ist als Beispiel für Letzteren das aus dem Buddhismus stammende Bild von den Blinden, die bei dem Versuch, die Umrisse eines Elefanten zu ertasten, immer nur dessen Teile erfassen. Demgegenüber zeigt der Verfasser des vorliegenden Buches, dass dieses Bild, das uns im Unterschied zu den Blinden den ganzen Elefanten zeigt, aus genau derjenigen exklusivistischen Überlegenheitsgebärde heraus entstanden ist, die es zu überwinden betrachtet. Um dieser Gefahr zu entgehen, sieht der Autor keine andere Möglichkeit, als sein „Orientierungswissen“ über „Religionen und Interreligiosität“ – so der Untertitel – ehrlicherweise aus derjenigen christlichen Perspektive zu entwickeln, innerhalb derer er sich selbst aufhält.



In der ausdrücklichen Wahrnehmung dieser Perspektive bekennt er sich zu demjenigen Inklusivismus, den er im II. Vatikanum wahrnimmt, wenn es in seiner Erklärung „Nostra aetate“ in anderen Religionen Elemente wahrnimmt, „die zwar in manchem von dem abweichen, was sie [die Kirche] selber für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet“. Man kann seiner Auslegung dieses Satzes vor allem dann beipflichten, wenn man sich vergegenwärtigt, was dieser nicht sagt: Die genannten Elemente weichen nämlich nicht von der Wahrheit ab, sondern von dem, was die katholische Kirche für wahr hält. Darin liegt eine Selbstrelativierung der eigenen Glaubensgestalt, die einerseits gewillt ist, aus anderen Religionen zu lernen, aber andererseits hofft, auf diese Weise tiefer in das Eigene einzudringen.

Inwieweit man das noch Inklusivismus nennen kann und ob diese Einstellung nicht das besagte Dreierschema sprengt, sei dahingestellt. Diese Position gibt jedenfalls den roten Faden ab, mit dem der Autor sich den Weltreligionen zuwendet und diejenigen Elemente markiert, die für den christlichen Glauben im genannten Sinne eine Bereicherung darstellen, aber auch solche, deren Rezeption nicht möglich ist, ohne das Eigene aufzugeben. Angesichts der Faszinationskraft, die buddhistische Formen der Meditation gerade in westlichen Gesellschaften ausüben, sieht er zum Beispiel in der Vorstellung des Nirwana ein Moment, das den christlichen Glauben an die Tradition des Bilderverbots und der negativen Theologie erinnert. Umgekehrt fragt er, ob verbreitete Praktiken des Yoga vor ihrem buddhistischen Hintergrund nicht auf einen metaphysischen Dualismus hinauslaufen, der inakzeptabel ist für jemanden, der an die Präsenz des göttlichen Logos im „Fleisch“ glaubt.

So liegt ein großes Verdienst dieses Buches in der sowohl kompakten als auch differenzierten Darstellung anderer Religionen. Religionsdidaktisch ist dies eine große Hilfe für Lehrpersonen, die sich in einem überschaubaren Zeitraum das im Untertitel genannte Orientierungswissen aneignen wollen, zumal die entsprechenden Kapitel auch für sich lesbar sind und jeweils mit „didaktischen Anregungen“ enden.

Die Bereitschaft zu einer kritischen Auseinandersetzung mit anderen Religionen ist nicht möglich ohne die Bereitschaft, die eigene Position und die eigene Tradition zumindest methodisch in Frage zu stellen. Diese Selbstrelativierung geht im vorliegenden Fall allerdings so weit, dass wir vom Christentum vor allem mit seiner unbestreitbaren Tradition des Antijudaismus konfrontiert werden, die dem Verfasser in historischer Hinsicht als ein „Konstitutivum christlicher Identität“ (33) erscheint. Zwar stellt der Verfasser diejenigen Ansätze zu einer Würdigung „fremder Religionen heraus, die sich bereits biblisch finden und dann auch in der Theologie der Kirchenväter entwickelt worden sind. Und es ist zweifellos richtig, dass das II. Vaticanum in der Formulierung seines dargestellten „Inklusivismus“ Ansätze rezipiert, die bereits von den Kirchenvätern formuliert worden sind. Wenn er dann aber im II. Vaticanum eine „kopernikanische Wende“ in der religionstheologischen Position der Kirche zu erkennen meint, dann konstruiert er zwischen einer „bösen“ kirchlichen und einer „guten“ theologischen Lehrentwicklung einen Gegensatz, der nur dann möglich ist, wenn man Erstere auf den – ganz und gar nicht zu bestreitenden Antijudaismus – reduziert.

Gerd Neuhaus

Michael Stausberg
Die Heilsbringer
Eine Globalgeschichte der Religionen im 20. Jahrhundert

München: Verlag C.H.Beck. 2020
 783 Seiten m. s-w Abb.
 34,00 €
 ISBN 978-3406-75527-9

Im Zusammenhang der Weltausstellung 1893 in Chicago fand das erste Weltparlament der Religionen statt. Es dauerte 16 Tage, insgesamt wurden 216 Vorträge gehalten. Der Religionswissenschaftler Michel Strausberg nimmt dieses Ereignis, dem er eine globale Bedeutung beimisst, zum Anlass und zeitlichen Ausgang seiner Globalgeschichte der Religionen im 20. Jahrhundert. Sein 20. Jahrhundert endet mit den Terroranschlägen in New York am 11. September 2001. Was beim Weltparlament der Religionen in Chicago zum ersten Mal in die Weltöffentlichkeit trat, war, Strausberg zufolge, Religion als Kategorie neben anderen Kategorien der Wirtschaft, Politik, Geschichte, Wissenschaft usw. Erstmals traten (nur sehr wenige) Vertreterinnen und (sehr viele) Vertreter unterschiedlichster Religionen zusammen und begriffen sich eben als solche – Vertreter oder Vertreterinnen von Religion. Eingeladen war die religiöse Elite der jeweiligen Denominationen, Menschen also, die ihre jeweiligen Glaubenswahrheiten kommunikativ zum Ausdruck bringen konnten. Alle anderen religiösen Denominationen, die diesen rationalen Aspekt nicht erfüllen konnten, wurden nicht berücksichtigt. Zu Recht vermerkt Strausberg, dass aus diesem Grund dem Weltparlament der Religionen ein stark westlicher Zuschnitt unterstellt werden muss. Sowohl die Jesidenverfolgungen, wie auch der Völkermord an den Armeniern, der bereits im 19. Jahrhundert begann, waren, neben antijüdischen Pogromen im russischen Zarenreich, Anlässe zur globalen religiösen Zusammenkunft in Chicago.



Dem unübersichtlichen, weiten Feld des Religiösen im 20. Jahrhundert nähert sich Strausberg an, indem er religiöse oder religionsrelevante Persönlichkeiten mit „transnationalen Lebensläufen“ in den Mittelpunkt stellt. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis löst dabei durchaus Irritation aus. Für Strausberg sind nämlich neben Lew Tolstoy, Mutter Teresa, Mahatma Gandhi oder Theodor Herzl auch Adolf Hitler oder der Gründer der Scientology Kirche L.R. Hubbard und Mao Zedong religionsrelevante Persönlichkeiten. Dies hängt mit Strausbergs weitem Religionsbegriff zusammen. Schon allein der Titel seines Buches „Die Heilsbringer“ muss deshalb zwischen ernst gemeinter Beschreibung und ironischer Persiflage oszillieren. Es ist mehr als gewagt, Adolf Hitler in einer Reihe mit Johannes Paul II. oder Lew Tolstoy zu nennen. Insofern Strausberg Religion jedoch unter rein formalen Gesichtspunkten betrachtet, kann er etwa Hitlers pseudoreligiöses Erlösungsdenken als ein Aspekt religiösen Denkens begreifen.

Den Leser erwartet somit ein inhaltsreiches Panorama, das einem religiösen Wikipedia des 20. Jahrhunderts gleichkommt. Strausbergs reichhaltiges Nachschlagewerk zeigt die globalen Verzahnungen unterschiedlichster religiöser Persönlichkeiten. Das Buch macht insbesondere klar, dass religiöse Persönlichkeiten vielschichtig und schwer auf einen Nenner zu bringen sind. Viele religiöse Phänomene, die uns heute selbstverständlich erscheinen, gehen auf Persönlichkeiten zurück, die im 20. Jahrhundert starke Wirkung entfaltet haben. Denken wir an die Weltjugendtage, die auf Papst Johannes Paul II. zurückgehen, denken wir an den Yoga-Boom, der bis heute anhält und in erster Linie auf den populären Guru Swami Vivekananda zurückgeht, oder denken wir an die fatalen Einflüsse, die Sayyid Qutb, der Vordenker des Islamismus, auf das arabische Amerika-Bild hatte, nachdem er seine Reportagen vor dem Hintergrund seiner Amerikareise Mitte des 20. Jahrhunderts in Ägypten publizierte.

Die große Stärke dieser religionswissenschaftlichen Perspektive ist gleichzeitig ihre Schwäche. Qua Definition ist sie nicht in der Lage, inhaltliche Bewertungen unterschiedlicher religiöser Ansprüche vorzunehmen. Sie stellt nicht die berühmte Wahrheitsfrage, was ihr großer Vorteil ist. Dass diese Wahrheitsfrage aber auch heute noch von Relevanz ist, zeugt die Zusammenstellung der religiösen oder religionsrelevanten Persönlichkeiten von Strausberg. Wer wirklich – aus der Sicht einer dezidiert religiösen oder ethischen Sicht – ein Heilsbringer ist und wer wirklich kein Heilsbringer ist, kann nur eine theologisch-normative bzw. ethisch-normative Perspektive entscheiden. Das weiß auch Strausberg, weshalb ihm kein Vorwurf zu machen ist. Aus einer neutralen Warte zeigt er gerade die Vielfältigkeit und Unterschiedlichkeit ebensolcher religiöser Geltungsansprüche, über die es gilt, inhaltlich im Dialog zu bleiben. Nur so kann der andere oder die andere in ihrem weltanschaulich-religiösen Anspruch ernst genommen werden.

Michael Strausbergs „Die Heilsbringer“ gehört in jede Bibliothek kritischer Zeitgenossen, ob nun selbst religiös oder nicht. Denn ohne die Einflüsse religiöser oder religionsrelevanter Personen lebten wir heute unter anderen Einflussbedingungen, unsere Gegenwart wäre definitiv eine andere.

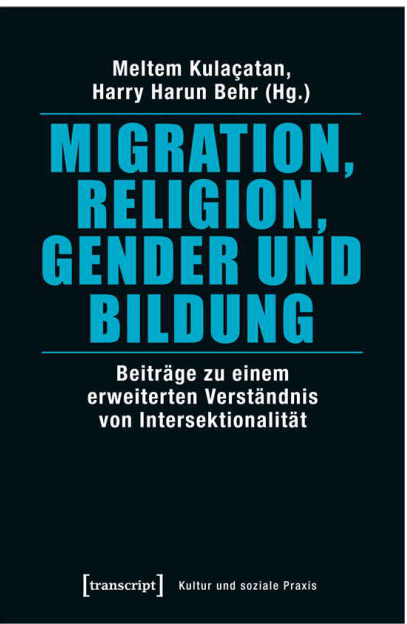
Johannes Lorenz

Meltem Kulaçatan / Harry Harun Behr (Hg.)
Migration, Religion, Gender und Bildung
Beiträge zu einem erweiterten Verständnis von
Intersektionalität

Bielefeld: transcript Verlag, 2020
326 Seiten
35,00 €
ISBN 978-3-8376-4451-7

Der Sammelband „Migration, Religion, Gender und Bildung. Beiträge zu einem erweiterten Verständnis von Intersektionalität“ entstand als Ergebnis der Jahrestagung 2017 des Rates für Migration. In diesem Netzwerk haben sich 160 Migrationswissenschaftlerinnen und Migrationswissenschaftler zusammengeschlossen. Dabei verwahren sich die Herausgeber in Ihrem Vorwort gegen den Vorwurf, „intersektionale Perspektiven seien ‚linke Wissenschaft‘“. Vielmehr trauen sie gerade diesem Ansatz zu, „das menschliche Subjekt in seiner Beunruhigung in den Blick [zu nehmen], und dies in einer Zeit, in der Menschen vermehrt in Merkmalskollektive verpackt werden und in der deren Erfahrungen und Befürchtungen einfach in Abrede gestellt werden“ (11). Daher möchte der Band gesellschaftliche Debatten um das Thema Migration aufgreifen, ergänzt um „neue sinnvolle Verbindung[en] von Sichtweisen, sie sich gegenseitig einiges zu sagen hätten“ (12), und somit das Thema Migration (und Flucht) aus verschiedenen Perspektiven und anhand unterschiedlicher Schwerpunkte (Religion – insbesondere Islam, Gender und Bildung) erörtern.

Der erste Beitrag von Harry Harun Behr versteht sich als Grundlagenbeitrag, indem er das Verhältnis von Religionszugehörigkeit, Gender und Bildung an Hand verschiedener medialer Diskurse, wie dem um die Kölner Silvesternacht, in Erinnerung ruft. Zudem kritisiert er, dass wie im Diskurs um die Ereignisse in Köln auch im schulischen Kontext die Trias männlich, muslimisch, Migrationshintergrund, primär als defizitär und problembehaftet wahrgenommen wird, ohne dass die Forschungen hierzu einen wirklichen Bezug zu Religion und Bildungserfolg in den Blick nehmen würden und damit den vielleicht positiven Beitrag von Religion auf Bildungsbiogra-



phien. Hieraus leitet er seine Forderung nach einer „intersektionalen Schulreform“ ab, welche sich u.a. durch eine „grundsätzliche Wertschätzung von Ausdrucksformen spiritueller beziehungsweise religiöser Lebensstile“ auszeichnet und dabei Fragen der Geschlechteridentität mit besonderem Bezug zu den Queer Studies und kritischer Männlichkeitsforschung sowie die Dekonstruktion von Narrativen der „fremden Frau“ und des „fremden Mannes“ in den Blick nimmt.

Der Beitrag von Yasemin Karakaşoğlu schließt an den Beitrag von Harry Harun Behr an, in dem er noch einmal ausführlich das Narrativ von „Der Islam und die Muslim*innen als Provokation schulischer Normalitätsvorstellungen“ aufgreift und dabei die Forderung erhebt, dass auch Pädagoginnen und Pädagogen ihre eigenen Vorstellungen von dem Islam im Sinne einer Religious Literacy kritisch reflektieren.

Der dritte Aufsatz von Andrea Hertlein und Rudolf Leiprecht zeigt am Beispiel eines Pilotprojektes an der Universität Oldenburg zur Integration Geflüchteter, welchen Schwierigkeiten diese Studenten ausgesetzt sind, indem u.a. ihre Herkunft nicht als Ressource anerkannt wird und sie zudem einem unterschwelligen Rassismus ausgesetzt sind. Auch der nächste Beitrag von Andrea Pető widmet sich dem universitären Umfeld und zeigt die Schwierigkeiten der Wissens- und Forschungsfreiheit an der Central European University in Budapest auf, welche sich nach der Änderung der Hochschulgesetze durch die konservative Regierung in Ungarn ergeben.

Der fünfte Beitrag von Paul Mecheril und Monica van der Haagen-Wulff schließt inhaltlich wieder an die ersten drei Beiträge des Bandes an, indem er auf die Bedeutung der Konstruktion homogener Gruppen zur Vergewisserung des eigenen Selbst hinweist und dabei die rassistischen Grundmuster bei gleichzeitiger Leugnung derselben durch die vermeintliche Mehrheitsgesellschaft, die damit einhergehen, belegt.

Christiane Harz ergänzt diese Ausführungen und erläutert in ihrem Beitrag „Fluchtmigration in den Medien. Stereotypisierungen, Medienanalyse und Effekte der rassifizierten Berichterstattung“ u.a. an

Hand des Framing-Begriffes, dass auch hier der Diskurs noch oft von „Kulturalismus, Ethnosexismus, Sicherheitsdebatten und Ausgrenzungsdebatten“ geprägt ist. Einen Ausweg sieht sie in der Analyse von Inhalt und Akteuren sowie der Diversifikation der Medienlandschaft.

Der Aufsatz von Helma Lutz, „Rassismuskritische Perspektiven auf Gender und Migration. Eine intersektionelle Analyse“ stellt die Frage nach der Entwicklung rassistischer Stereotype der unterdrückten muslimischen Frau auf der einen wie des muslimischen Mannes als Aggressor auf der anderen Seite. Verdienstvoll ist es, dass sie sich nicht nur auf Beispiele der jüngsten Vergangenheit wie Köln bezieht, sondern die Stereotype in ihren historischen Kontext verortet, und ihre Verbindungen zu anderen Diskursen wie der „MeToo“-Debatte aufzeigt.

Im achten Beitrag des Bandes, „Gender- und asylpolitische Aushandlungen rund um Schutz und Integration in der aktuellen Ausnahmesituation“ zeigen Sabine Hess und Johanna Elle auf, wie das Thema Gleichstellung bei der Integration von Geflüchteten Gefahr läuft, „zur dominanten Messlatte [zu werden], mit der über die Integrationsfähigkeit von Migranten und letztlich über ihre Erwünschtheit geurteilt wird“ (236f).

Im Aufsatz von Gökce Yurdakul „Jews, Muslims and Religious Challenges to the European Institutions: The Headscarf and Ritual Male Circumcision Debates“ erläutert dieser an Hand der für die Mehrheitsgesellschaft verblüffenden Kooperation von jüdischen und muslimischen Gruppen in der Beschneidungs- und Kopftuchdebatte, wie es gelingen kann, diese nicht als Problematik einer Minderheit, sondern als Teil eines gesamteuropäischen Diskurses zu verankern.

Der zehnte Beitrag mit dem Titel „Imamin, Migranten, Wanderin. Weibliche Repräsentanz und Religion im transnationalen Raum Deutschland – Türkei“ von Betül Karakoç gewährt einen Einblick in die Situation von Imaminen und ihrer Situation in Deutschland. Dabei zeigt sie auf, dass diese, obwohl Frauen die Mehrheit an den theologischen Fakultäten stellen, in den Führungspositionen deutlich unterrepräsentiert sind, und verdeutlicht die Heterogenität der interviewten Frauen hinsichtlich ihrer Ansichten zu Gender, Migration und Religion.

Der vorletzte Aufsatz des Buches „Zwei intersektionale Narrative zu Religion und Gender“ von Frank van der Velden behandelt zwei Narrative der identitären rechten und identitären islamistischen Szene, die beide auf die Ausgrenzung des jeweils als „anders“ Empfundenen abzielen. Van der Velden dekonstruiert diese Erzählungen, stellt ihnen Gegenarrative entgegen und plädiert dafür, diese als Gegenstand des interreligiösen Lernens zu nutzen.

Den abschließenden Beitrag hat Meltem Kulaçatan mit „Gender und Religion. Annäherung an religiöse Positionierungen im Kontext muslimischer Lebenswelten“ verfasst. Hier versucht sie die Konfliktfelder, in denen sich muslimische junger Menschen bewegen, zu skizzieren. Zudem mahnt die Autorin an, dass Forschung zu muslimischen Themen sich nicht nur auf defizitorientierte Fragestellungen fokussieren darf. Dabei betont sie noch einmal das „Ungleichgewicht zwischen der Wissensproduktion über Muslim*innen und dem fehlenden Wissen über ihre Lebensrealitäten“ (323).

Selbst wenn nicht alle Beiträge vollkommen zu überzeugen vermögen, so stellt dieser Band dennoch einen wertvollen Beitrag zur Migrationsdebatte dar, verdeutlicht er doch gerade in den Beiträgen von Behr, Karakaşoğlu, Harz, Lutz, Elle, Hess und Kulaçatan die Berechtigung des intersektionalen Ansatzes innerhalb dieses Diskurses. Sie skizzieren einen „Ist-Zustand“ der Debatte und der Verhältnisse in Deutschland, was in der teils präzisen Analyse sicher eine Stärke des Bandes darstellt. Die Fokussierung auf den Islam als entscheidendes Ausgrenzungskriterium hat angesichts der damit verbundenen Debatten bezüglich Flucht und Migration sicher ihre Berechtigung, dennoch hätte die Rezensentin sich zumindest einen Beitrag gewünscht, der noch weitere Kriterien in den Blick nimmt.

Zu kurz kommt allerdings hier der eigentliche Diskurs darüber, welche Konsequenzen wir für unsere Gesellschaft ziehen möchten. Welchen Stellenwert hat Religion in heterogenen Gesellschaften? Wie kann es gelingen, die eigenen eingeübten Rassismen zu hinterfragen? Wie gelingt der angemahnte Diskurs auf Augenhöhe? Wie leben wir in einer heterogenen Gesellschaft mit all den daraus resultierenden Konflikten zusammen? Wie lassen sich diese aushandeln? Wie gelingen Partizipation und Teilhabe bei ungleicher Ressourcenverteilung? Hier bieten die Aufsätze von Behr, Hertlein, Yurdakul, Leiprecht und Horz Ansätze, die es weiter zu verfolgen gilt und von denen die Verfasserin der Rezension hofft, noch mehr zu hören.

Daniela Kalscheuer

Mouhanad Khorchide
Gottes falsche Anwälte
Der Verrat am Islam

Freiburg: Herder Verlag. 2020
256 Seiten
22,00 €
ISBN 978-3-451-38671-8

„Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft zu leben“. Wie die beiden Zeilen aus Herrmann Hesses Gedicht „Stufen“ zeigt, scheint es eine Konstante im Menschen zu geben, die dazu führt, Anfänge zu idealisieren, vor allem, wenn man die Anfänge nicht selbst erlebt hat und aus einer bestimmten historischen Ferne auf sie schaut. Dann ist immer von der „guten alten Zeit“ die Rede, in der alles besser und schöner war als in der Gegenwart. Letztendlich können Anfänge zu ungeheuer großen Projektionsflächen werden, in denen alles das hineinreflektiert wird, was man in der Gegenwart schmerzlich zu vermissen meint. Dieser Befund der Idealisierung des Anfangs trifft besonders auf Religionen und ihre sogenannten Stifter zu.

Die nachfolgende historische Entwicklung wird dann oft als eine Geschichte des Abfalls und der Pejorisierung gedeutet, der man nur entgegenwirken kann, wenn man zur Quelle zurückkehrt. Dabei wird aber zu oft übersehen, dass die geschichtliche Entfaltung und der Fortschritt einer Gesellschaft oder Religion eine Reaktion auf Prozesse, Kontingenzen und Dynamiken sind, die im Anfang noch gar nicht vorhanden waren und reflektiert werden konnten. Zugleich wird aber auch zu oft übersehen, dass Geschichte kein monokausaler Prozess ist, sondern höchst ambivalent und ambigue.



Dieses Präludium zur Rezension von Mouhanad Khorchides Buch „Gottes falsche Anwälte – Der Verrat am Islam“ ist eine Reaktion auf die Grundthese des Werks, die lautet: Der Islam, wie er uns gegenwärtig begegnet, ist eine korruptierte Version seiner ursprünglichen Intention. Schon relativ früh nach Mohammads Tod, spätestens aber nach der Ermordung des vierten rechtgeleiteten Kalifs Ali, ist der Islam zuerst von der herrschenden Dynastie der Abbasiden und vor allem von den darauf folgenden Umayyaden zur Herrschaftsideologie umgeformt worden. Der ursprüngliche Islam, wie Mohammad ihn verkündigt hatte, wollte im Namen der Barmherzigkeit und der Liebe Gottes die Befreiung der Menschen aus äußeren und inneren gesellschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Zwängen. Von daher sind der Koran und die Verkündigung Mohammads als Befreiungstheologie zu werten.

Gegen diese Auffassung wandten sich die Herrscher der oben erwähnten Dynastien, die folgsame Untertanen wollten und keine Menschen, die selbstbestimmt und aufgeklärt leben. Im Sinne einer prästabilisierten Harmonie, die sich im Okzident strukturanalog als die Verbindung von Thron und Altar entwickelte, stützten sich weltliche und geistliche Obrigkeit gegenseitig ab: Weltliche Herrschaft wurde theologisch legitimiert, während die geistliche unter dem Schutz der Regierenden stand.

Khorchide beschreibt in seinem Buch sehr detailliert, wie unter diesen historischen Bedingungen das Offenbarungsmodell von einem kommunikativen zu einem instruktionstheoretischen umgedeutet und Offenbarung immer mehr als wortwörtliche göttliche Handlungsanweisungen verstanden wurden. In diesem Prozess wurde der Islam im Sinne Michel Foucaults zur Pastoralmacht, die Unterwerfungsstrukturen und Disziplinierungsmethoden generierte, der sich die Gläubigen beugen mussten. Diese wirkten durch Erziehung als „kapillare Mächte“ (M. Foucault) in die Menschen hinein, so dass sie weder kognitiv noch emotional kaum in der Lage waren, sich davon zu distanzieren. Wer es dennoch versuchte, erfuhr eine Vielzahl an Exklusionsmechanismen bis hin zur Tötung durch die Staatsmacht. Khorchide behauptet, dass diese korruptierte Version des Islam bis heute wirksam ist und sich gegenwärtig vor allem im sogenannten „Politischen Islam“ zeigt.

„Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“ Dieser 3. und 4. Vers aus Hölderlins Hymne „Patmos“ weist auf Khorchides Ausweg aus der aufgezeigten Entwicklung des Islam von einer Befreiungstheologie zu einer Herrschaftsideologie. Der islamische Theologe plädiert dafür, wieder auf die ursprüngliche Intention des Korans und von Mohammads Verkündigung zu rekurrieren und in die Gegenwart zu übersetzen. Der Mensch, so Khorchides These, steht dabei im Mittelpunkt, denn Gott will, weil sein Wesen Liebe und Barmherzigkeit ist, dass es den Menschen gut geht und sie sich selbst verwirklichen können. Von daher hat der Islam für die Menschen eine dienende Funktion, die sie aus allen inneren und äußeren Zwängen befreit. Der Islam hat deshalb auch kein Lehramt, sondern ist, weil er immer den je einzelnen Menschen im Fokus hat, plural, divers und offen. Im Endeffekt entwickelt der islamische Theologe im Sinne von Rudolf Engler eine „sapientale Theologie“, die spirituell und kerygmatisch angelegt ist und in der durchaus Anklänge zu christlichen Pendants wie z.B. Anselm Grün oder Richard Rohr zu finden sind.

Das Buch „Gottes falsche Anwälte“ hat eine breite mediale, politische und wissenschaftliche Resonanz erfahren. Vielfach wurde es hochgelobt, weil es, so die oft geäußerte Auffassung, einen aufgeklärten und liberalen Islam zeigt, der mit den europäischen Traditionen der Moderne und Post- bzw. Nachmoderne kompatibel ist. Dem islamischen Theologen wurden in den Feuilletons diverser Zeitungen und Sender viel Zeit und Raum gewährt, um seine Thesen auszuführen.

Auf der anderen Seite gab es aber auf Seiten der islamwissenschaftlichen Fachwelt viel Kritik, wobei die von Prof. Dr. Thomas Bauer, Arabist an der Universität Münster, herausragt. Er weist zu Recht auf ein Paradoxon in Khorchides Buch hin: Auf der einen Seite beklagt der islamische Theologe, dass die geschichtliche Entwicklung des Islams die ihm innewohnende Pluralität und Diversität durch eine monokausale Herrschaftsideologie zerstört hat. Auf der anderen Seite argumentiert aber Khorchide ebenso monokausal, weil er die vielen Gegenbewegungen und theologischen Schulen ausblendet, die sich gegen diese Entwicklung gestemmt haben. Damit verweist Bauer genau auf den blinden Fleck des Buches: Es wendet sich gegen eine einseitige Interpretation des Islams, nimmt aber zugleich die Ambiguitäten und Komplexität der islamischen Geschichte und Theologie nicht wahr.

Ebenso wird die Idealisierung des Anfangs, wie sie schon am Beginn der Rezension beschrieben wurde, nicht kritisch hinterfragt. Auch für Khorchide ist der Beginn des Islams eine Projektionsfläche der Sehnsüchte und von all dem, was er vermisst. Die nachfolgende Geschichte dann als Abfall vom Ideal zu interpretieren, ist eigentlich müßig. Diese Versuchung ist auch im christlichen Kontext zu finden und führt letztendlich nur zu Frustrationen und gegenseitigen Vorwürfen, den guten Intentionen des Anfangs nicht gerecht zu werden.

Zu Recht macht Khorchide auf die Urversuchung jeder Religion aufmerksam: Sich mit den Herrschenden zu verbinden, um Macht über die Herzen und Köpfe der Gläubigen zu erlangen. Aber ob diese Entwicklung wirklich fast ohne Widerspruch geschah, ist jedenfalls für Thomas Bauer sehr umstritten.

Letztendlich ist Khorchides Entwurf einer islamischen sapientalen Theologie zum einen unterkomplex und zum anderen auch paradox. Der fast schon gebetsmühlenartige Verweis auf die Liebe und Barmherzigkeit Gottes entlässt ein „religiöses Trainingsprogramm“ (Peter Sloterdijk) aus sich, das die Gläubigen zu „Glaubensathleten“ macht, das Anspruch auf Unfehlbarkeit erhebt und ebenso die Gläubigen bestimmten Annahmen und Disziplinierungstechniken unterwirft, die im Hinblick auf die geschichtliche Entwicklung des Islams als Herrschaftsideologie kritisiert wurden. Im Endeffekt bedeutet es in überspitzter Formulierung: Wer nicht genug an sich arbeitet und sich dem spirituellen Programm widmet, das Khorchide entwickelt hat, kommt nicht aus der Fremdbestimmung heraus und bleibt in dem „Verblendungszusammenhang“ (Theodor W. Adorno) gefangen. Das komplexe gnadentheologische Verhältnis von Gott und Mensch, das in vielen Ansätzen der islamischen Theologie eine Rolle spielt und einen sehr realistischen Blick auf den Menschen wirft, der oft trotz vieler gut gemeinter Vorsätze scheitert und daher um göttliche Hilfe bitet, kommt dabei leider nicht in den Blick.

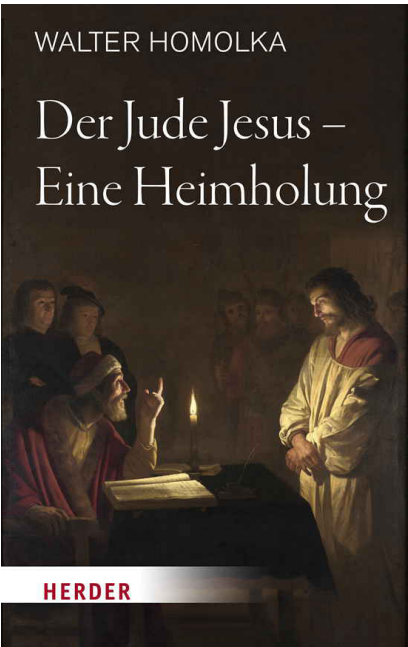
Positiv zu erwähnen ist das Literaturverzeichnis sowie der Anmerkungsapparat, der die Übersicht vor allem über die verwendete Originalliteratur sehr erleichtert. Auf der anderen Seite hätte ein hilfreiches Lektorat die vielen Wiederholungen straffen und damit die Seitenzahl vermindern können, was der Qualität keinen Abbruch getan hätte. Zum Schluss sei Folgendes gesagt: Mouhanad Khorchide hat für die islamische Theologie in Deutschland und darüber hinaus Großartiges vollbracht. Sein Ansatz ist innovativ, dialogorientiert und im positiven Sinne diskursgenerativ, und zwar über die islamische Theologie hinaus. Von daher soll diese Rezension keineswegs despektierlich sein, sondern orientiert sich an den hohen Qualitätsstandards, die der islamische Theologe selbst gesetzt hat. Und dabei fällt die Diskrepanz zwischen seinen vorherigen Werken und diesem Buch auf, die sich vor allem darin zeigt, dass nur sehr wenig ausgewogen und differenziert argumentiert wird. Vielleicht ist es ja möglich, dass der islamische Theologe die Anregungen seiner Kritiker aufnimmt und in einer Neuauflage von „Gottes falsche Anwälte“ produktiv verarbeitet. Auf dieses Buch könnte man sehr gespannt sein.

Detlef Schneider-Stengel

Walter Homolka
Der Jude Jesus
Eine Heimholung
Mit einem Geleitwort von Jan-Heiner Tück

Freiburg: Herder Verlag, 2020
256 Seiten m. s-w Abb.
22,00 €
ISBN 978-3-451-38356-4

Das Buch ist mehr als nur eine Bestandsaufnahme und Kommentierung der verschiedenen christlichen und jüdischen Auseinandersetzungen mit der Person Jesu. Dem Autor geht es darum, alte Vorbehalte abzubauen und neue Wege der Aussöhnung aufzuzeigen. Diese können aber erst dann besritten werden, wenn die tiefe Verortung des Jesus von Nazareth im Judentum den Christen deutlicher gemacht wird. Der Leser ist zunächst erstaunt, wenn er die vorangestellte Widmung liest. Sie gilt Christian Stückl, dem Spielleiter der Oberammergauer Passionsspiele. Eine solche Ehrung ist außergewöhnlich, waren es doch gerade die Passionsspiele, die sich seit ca. 300 Jahren eines subtilen und teilweise sogar offenen Antijudaismus bedient haben. Rabbiner Homolka, der Christian Stückl den Abraham-Geiger-Preis 2020 für „Verdienste um das Judentum in seiner Vielfalt“ verliehen hat, bringt damit seine Anerkennung einem Mann gegenüber zum Ausdruck, der sich seit 1990 zum Ziel gesetzt hat, die alle zehn Jahre stattfindenden Passionsspiele der antijüdischen Tendenzen und Klischees zu entkleiden.



In dem 25-seitigen Geleitwort skizziert Jan-Heiner Tück, Professor für Dogmatik, die „polemischen Abgrenzungsdiskurse“ des frühen Christentums. Jede Religion formiert sich durch Abgrenzung gegenüber einer anderen; der Antijudaismus aber blieb nicht auf die „Sphäre des Denkens“ beschränkt, sondern äußerte sich durch Unterdrückung und Verfolgung. Tück schreibt, dass nach den Geschehnissen der Shoah die christliche Kirche seit dem II. Vatikanum zu einer „Gewissenserforschung“ gelangte. Er spricht sich dafür aus, dass die jüdische Leben-Jesu-Forschung von der christlichen Theologie beachtet werden müsse, wehrt sich allerdings als systematischer Theologe gegen eine „Relativierung“ der dogmatischen Christologie.

In den sechs Kapiteln seines Buches gibt der Autor einen Überblick über die Jesusbilder von der Antike bis zur frühen Neuzeit und über die jüdische und christliche Leben-Jesu-Forschung. Es ist die Chronik eines „Bruderzwistes“. Durch den Antijudaismus bedingt, hatten Juden zunächst kein Interesse an dem historischen Jesus. Christen aber auch nicht, denn sie beschränkten sich vornehmlich mit dem kerygmatischen Christus. Jesus, der Jude, war für Christen „tabu.“ Dies demonstriert Walter Homolka mit einem Beispiel aus der Kunstgeschichte. Max Liebermann malte 1879 das Bild „Der zwölfjährige Jesus im Tempel“ (Kunsthalle Hamburg). Dadurch, dass er Jesus als schwarzhaarigen Jungen darstellte, geriet Liebermann unter antisemitischen Druck und übermalte das Bild, sodass nun ein blonder, „arisch aussehender Jesus“ zu sehen ist.

Das Interesse christlicher Theologen an dem historischen Jesus sei nur dadurch entstanden, so der Verfasser, weil man eine Verbesserung der Beziehungen zwischen den Kirchen und dem Judentum ansteuerte. Seit der Aufklärung beschäftigten sich jüdische Forscher mit dem Leben Jesu, weil sie dadurch Rückschlüsse ziehen konnten auf die verschiedenen Strömungen des Judentums zu jener Zeit. Aber auch Jesus als historische Person und seine jüdische Identität sollten näher beleuchtet werden.

In den Kapiteln zwei bis vier erfährt der Leser die unterschiedlichsten Meinungen und Standpunkte der Forschung des 20. und 21. Jahrhunderts. Ausführlich geht Homolka auf Joseph Klausner (1874-1958) ein, der 1930 die deutsche Übersetzung seiner hebräischen Jesus-Monographie „Jeshu ha-Notsri“ herausbrachte. Es war die erste, 600 Seiten lange wissenschaftliche Darstellung des Lebens und der Lehre Jesu aus jüdischer Sicht.

Besonders hervorgehoben werden die Arbeiten der Pioniere des christlich-jüdischen Dialogs, nämlich Martin Buber (1878-1965) und Schalom Ben-Chorin (1913-1999). Für sie war Jesus eine zentrale Gestalt der jüdischen Geschichte. Martin Buber sieht in ihm einen Menschen, der von Gott erfüllt ist, ein Vermittler des Glaubens, aber nicht „Glaubensobjekt.“ Für Schalom Ben-Chorin ist Jesus „sein jüdischer Bruder ... ein Prototyp, der das jüdische Leidensschicksal verkörpert.“ Er sieht – in Übereinstimmung mit Leo Baeck – das Evangelium als ein Dokument, das zur Geschichte des jüdischen Glaubens gehört. Aber Jesus könne nicht der Messias sein, denn nach seinem Kreuzestod wurde die Welt nicht besser.

Ebenfalls ausgiebig diskutiert der Autor u.a. die herausragenden Arbeiten von Jacob Neussner und Daniel Boyarin. Letzterer vertritt die Ansicht, dass man in den ersten Jahrhunderten keinen Widerspruch darin sah, Jude und Christ gleichzeitig zu sein. Daher könne der historische Jesus viel zur christlich-jüdischen Annäherung beitragen. Einen „theologischen Rückfall“ nennt Walter Homolka die Jesus-Trilogie von Joseph Ratzinger (Papst Benedikt XVI.), der er sich im fünften Kapitel widmet. Joseph Ratzinger ist davon überzeugt, dass die historisch-kritische Leben-Jesu-Forschung den Glauben, dass Jesus als Mensch auch Gott war, nicht erfasst. Er betrachtet Jesus Christus als den „hermeneutischen Schlüssel“ für das „Alte“ wie das „Neue“ Testament und sieht den Sinai-Bund Gottes mit Israel umgewandelt in den „Christusbund.“ Das bedeutet, so der Autor, dass das Judentum für ihn lediglich eine Vorform des Christentums ist, eine Reminiszenz. Solche Aussagen stärken vielleicht den eigenen christlichen Glauben, die eigene Identität, für Juden bedeutet dies aber eine Herabwürdigung.

Im letzten Kapitel „Der jüdische Jesus – Herausforderung für die christliche Theologie“ wird deutlich gemacht, dass es keinen christlichen Glauben ohne das Judentum gibt. Eine Erkenntnis, die bereits mehrere christliche Theologen vertreten. Magnus Striet, Professor für Fundamentaltheologie, sieht einen wesentlichen „Korrekturbedarf“ in der christlichen Soteriologie, der Lehre, nach der Erlösung und Heil unmittelbar mit dem Bekenntnis zu Christus verbunden sind. Und Wolfgang Stegemann, Professor für Neues Testament, ist davon überzeugt, dass der historische Jesus zu einer Relativierung der christlichen „Überlegenheitsansprüche“ beiträgt. Dabei könnten die Bücher „Der Jude Jesus“ und „Christologie auf dem Prüfstand“ (2019, zusammen mit Markus Striet) eine herausragende Rolle spielen.

„Die lange Zeit des Schweigens ist überwunden. Um des gemeinsamen Erbes willen müssen Christentum und Judentum einander Rede und Antwort stehen.“ Dieses Buch, verfasst von einem Rabbiner und Wissenschaftler, demonstriert sehr deutlich, dass der historische Jesus durchaus ein Bindeglied zwischen Judentum und Christentum sein kann. Mit dieser Einsicht würde sich der christlich-jüdische Dialog sehr viel substantieller gestalten können. Von daher sollte es eine Pflichtlektüre sein für Theologen, Judaisten, Priester, Rabbiner und Religionslehrer sowie für an Religion interessierte Laien.

Ulrike-Rebekka Nieten

Martin Goodman
Die Geschichte des Judentums
Glaube, Kult, Geschichte
Aus dem Englischen übersetzt von Susanne Held

Stuttgart: Klett-Cotta Verlag. 2020
 784 Seiten m. farb. Abb.
 38,00 €
 ISBN 978-3-608-96469-1

Alle reden von 1.700 Jahren jüdischer Präsenz auf dem Gebiet Deutschlands, doch was es tatsächlich heißt, sich en detail mit der Geschichte des Judentums in seiner Breite und Tiefe auseinanderzusetzen, ahnt, wer den voluminösen, von Susanne Held exzellent und gut lesbar aus dem Englischen ins Deutsche übersetzten Band des namhaften Professors für Jüdische Studien in Oxford Martin Goodman aufschlägt.

In fünf sinnvollen, nicht im strengen Sinn chronologisch gegliederten Teilen („Ursprünge“, „Die Interpretation der Tora“, „Die Herausbildung des rabbinischen Judentums“, „Autorität und Reaktion“ und „Die Herausforderungen der Moderne“) werden tatsächlich 4.000 Jahre jüdischer Geschichte unter klarer Reflexion auf die wichtigsten Quellen und ihre Zuverlässigkeit sowie die Wahrnehmung der seit dem babylonischen Exil immer komplexer werdenden lokalen Ausformungen der versprengt lebenden und sich hinsichtlich des Glaubens, Kults und der Gesellschaft differenziert entwickelnden jüdischen Gemeinden dargestellt. Dabei werden hervorragendes Kartenmaterial und eine zwar kleine, aber punktgenau informierende Reihe von farbigen Abbildungen geboten.



Zu Beginn dominieren die Quellen des Tenakh (Tora, Propheten, Schriften), also der „jüdischen Bibel“ selbst, und die Schriften des Flavius Josephus. Denn die Anfänge des alten Israels vor dem dritten Jahrhundert liegen im Dunkel und können aus den heiligen Schriften bestenfalls annähernd rekonstruiert werden. Und: Die antike Situation des entstehenden Judentums ist historisch am exaktesten in Josephus’ „Jüdischen Altertümern“, seinen kleinen Schriften, vor allem „Contra Apion“ und dem berühmten „Jüdischen Krieg“ geschildert. Was wir hier über Tempel und Synagogen, Phariseer, Sadduzäer, Essener und Zeloten erfahren, geht schon weit über das hinaus, was Theologiestudium und erst recht Religionsunterricht vermitteln. Wirklich essentiell wird der Band aber, wenn er dem hier völlig unkundigen christlichen Leser die Tradition der „Weisen“ und der im nachbiblischen Judentum gepflegten Tradition von Reinheit und Shabbat, Kalender, Gelübde, Visionen und Propheten, Eschatologie und Messianismus entfaltet. Hier wird deutlich, dass die Ursprünge eines Großteils der jüdischen Gebräuche genau in jener „Achsenzeit“ liegen, in der auch das Christentum entstanden ist. Erst recht wissen

wir nichts von den Rabbinen im Osten, dem griechischen Judentum und dem rabbinischen Denken des Mittelalters, also vom großen Kommentator Raschi und der Entwicklung der Halacha sowie dem Philosophen Moshe ben Maimon, dem Sohar und der Kabbala. Immer wieder lesen wir – schon in der Antike – von Vertreibungen und zerstörten Synagogen; und zunehmend sind Christen daran beteiligt, wie etwa der hochverehrte Bischof und Kirchenlehrer Ambrosius von Mailand 388 n.Chr. Immer wieder verfolgen wir gebannt die Rekonstruktion des Judentums aus seinen normativen Quellen, schriftlicher und mündlicher Tora, aber auch aus einer lebendigen Debatte-tradition und hören von abgelegenen jüdischen Siedlungen etwa im Königreich der Chasaren an der südlichen Wolga, das im Jahr 730 das Judentum als Staatsreligion übernahm, oder den Karäern, einem bis ins 19. Jahrhundert weit verbreiteten Judentum ohne Rabbiner. Über das frühe und hohe Mittelalter wird detailgenau berichtet und man erfährt ebenso von der ersten urkundlichen Erwähnung in Köln unter Kaiser Konstantin 321 wie vom Weg der bis heute unheilvollen Verschwörungstheorie des jüdischen Ritualmordes, die ihren Weg von England (1144) über Frankreich (1171), Spanien (1182) nach Deutschland (Fulda, 1235) nahm.

„Es war die geographische Zerstreuung der Juden, die für die Verschiedenheit des Judentums in unterschiedlichen Regionen sorgte. Jerusalem als religiöses Zentrum war nach dem Jahr 70 verloren, und Juden erforschten ihre religiösen Vorstellungen nicht nur in hebräischer, aramäischer und griechischer Sprache, sondern auch auf Arabisch, das für einige wenige Jahrhunderte zur Lingua Franca in nahezu der gesamten jüdischen Welt wurde.“ (324)

Besonders wertvoll ist eine umfassende Darstellung dessen, was man rabbinische Philosophie und Mystik des Mittelalters nennen könnte. Das für den Laien unübersichtliche, bis heute im Deutschen (teilweise nur in minderwertigen Ausgaben) zugängliche Schrifttum der jüdischen Antike – seien es Mishna, Gemara, Tosephta, die beiden Talmudim und spätere philosophische Einzelwerke wie die Mishne Tora und der „Führer der Unschlüssigen“ des Moses Maimonides, Ibn Gabirols „Fons Vitae“ oder die „Arba’a Turim“ des Jakob ben Ascher und der Raschi-Kommentar – wird auf mehr als 60 Seiten hinsichtlich der Entstehung und des Inhalts dargestellt und eingeordnet.

Im Renaissance-Kapitel treten erste weitverbreitete Drucke der zentralen jüdischen Schriften und in ihrer Folge früh- und quasiauflärerisches Interesse à la Reuchlin, de Rossi oder Pico della Mirandola an der Kabbala, aber auch zunehmend Dialogsituationen mit der zeitgenössischen Philosophie und Theologie in den Focus der Darstellung. Die geographische und soziale Situation der jüdischen Gemeinden hat sich geändert: Statt des sephardischen Schwerpunktes in Spanien wird nach den Vertreibungen der Reconquista das ashkenasische Judentum in Osteuropa und das recht komfortable Leben jüdischer Gemeinden im Osmanischen Reich bedeutsam. Die Entstehung eines europäischen Stils in Synagogenbau und Kunsthandwerk, Musik und Schrifttum wird ebenso vermerkt wie der mit der Konsolidierung jüdischen Lebens wachsende Antisemitismus à la Pfefferkorn und – so wirkmächtig wie bedauerlich – Martin Luther und Johannes Calvin. Dabei dürfen herausragende jüdische Persönlichkeiten der frühen Neuzeit wie der Theologe Josef Karo, Autor des bis heute normativen Kompendiums jüdischer Lehre Schulchan Aruch, der Erneuerer der Kabbala Isaak Luria und der neue, schließlich zum Islam konvertierte Messias Sabbatai Zwi nicht fehlen.

Eigentlich gehört der noch unter „Neuzeit“ behandelte Chassidismus schon ins letzte Kapitel des Bandes, das auf gut 100 Seiten die heutigen oder „modernen“ Herausforderungen des Judentums thematisiert. Denn in Gestalt der Anhänger des New Yorker Rabbi Schneerson, einer weltweit missionarisch stark wachsenden neochassidischen Bewegung, der Chabbatniks oder Lubawitscher ist die in Osteuropa entstandene auf Wunderrabbis wie Baal Shem Tow, Gesang und Tanz, aber auch große Traditionstreue fokussierte Bewegung so aktuell wie eh und je. Solcherlei konfessionellen Differenzierungen des modernen Judentums widmen sich ausführlich und informativ die Kapitel „Reform, Gegenreform, Zurückweisung und Erneuerung“ am Ende des Bandes, die ausführlich orthodoxes, neoorthodoxes, konservatives, (letztlich in der jüdischen Aufklärung und vor allem Kant-Rezeption, Haskala wurzelndes) liberales und schließlich (zum Teil feministisch) erneuertes Judentum sowie die Charedim u.a. im Jerusalemer Stadtteil Mea Shearim in ihrer Entstehung und heutigen Lebensweise, Theologie und geographischen Verbreitung darstellen.

Eine gewisse Enttäuschung stellt aber das Kapitel „Von der Aufklärung bis zum Staat Israel“ dar. Es enthält zwar mit die mit Emanzipation, kulturellem Aufstieg und industrieller Vernichtung des europäischen Judentums verbundenen Fakten sowie der Vorgeschichte und vor allem der komplexen religionspolitischen Verfasstheit des Staates Israel alles, was man über die Äußerlichkeiten jüdischen Lebens in der Moderne wissen muss. Aber: Selbst wenn die explizit jüdische Philosophie verbunden mit den Namen Mendelsohn, Buber, Rosenzweig, Cohen und Levinas im Kapitel „Reform“ ausführlich Erwähnung findet, ist es doch bedauerlich, dass nur implizit jüdische Denkerinnen und Denker sowie Künstlerinnen und Künstler wie Felix Mendelssohn-Bartoldy, Karl Marx, Albert Einstein, Walter Benjamin, Theodor Adorno, Hannah Arendt oder Rosa Luxemburg und viele andere gar keine Erwähnung finden. Doch stellt dieses Manko nur eine nachvollziehbare Petitesse dar angesichts der auf engstem Raum versammelten nahezu umfassenden Information nicht nur über die Geschichte des Judentums, sondern auch seine über die Jahrhunderte gewachsenen und intern hochdifferenzierten Theologien, Bräuche und Kulturen. Unbedingte Leseempfehlung!

Joachim Valentin

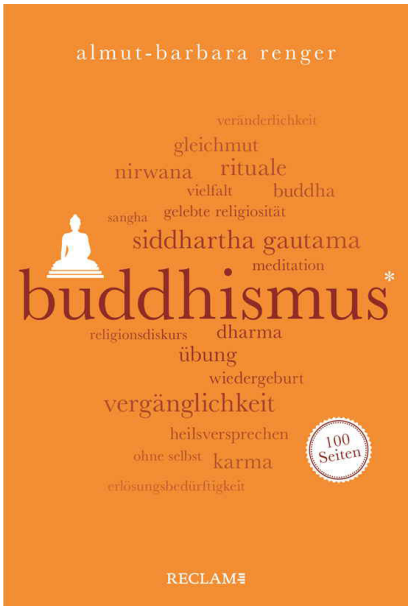
Almut-Barbara Renger
Buddhismus
Reclam 100 Seiten

Stuttgart: Philipp Reclam Verlag, 2020
102 Seiten m. s-w Abb.
10,00 €
ISBN 978-3-15-020438-2

Almut-Barbara Renger ist als Professorin für Antike Religion und Kultur an der Freien Universität Berlin tätig. Sie hat 2016 den Band „Erleuchtung. Kultur- und Religionsgeschichte eines Begriffs“ (Herder Verlag) herausgegeben. Nun hat sie ein kleines, aber feines Bändchen in der Reihe „Reclam 100 Seiten“ über den Buddhismus veröffentlicht.

Die Autorin will einen Beitrag dazu leisten, den Pluralismus und die Lebendigkeit der buddhistischen Traditionen sowie die westliche Konstruktion „des“ Buddhismus aufzuzeigen. Sie legt ihr Anliegen offen und erklärt ihr Ziel: „Mit dem Folgenden möchte ich dazu anregen, einseitige westliche Ansichten über ‚den‘ Buddhismus als ‚Religion, die eigentlich keine Religion‘ ist, zu hinterfragen.“ Die Autorin bietet so eine durch ihre persönlichen Interessen und Erlebnisse bedingte Auswahl der „Momentaufnahmen und Stationen des Innehaltens im dynamischen Wandel steter Veränderung dessen, was heute unter dem Sammelbegriff ‚Buddhismus‘ zusammengefasst wird“ (Prolog, 5).

Eingangs führt die Autorin auf knapp 13 Seiten die Geschichte der buddhistischen Traditionen vom Erwachen des Buddha im nordostindischen Uruvela bis zu ihrer Verbreitung in China und Japan und schließlich bis zum modernen Buddhismus im Westen skizzenhaft vor Augen. Das kleine Format erlaubt es der Autorin, lediglich auf einige ausgewählte Stationen der westlichen Rezeption und der modernen Konstruktion der buddhistischen Traditionen hinzuweisen wie die Pali Text Society und das Wirken von Rhys Davids, die Entmythologisierung des Buddhismus in der Moderne durch Eugène Burnouf und Hermann Oldenberg sowie das Zustandekommen vom Reformbuddhismus unter Mitwirkung von Anagarika Dharmapala und Nyanatiloka



unter der Bezugnahme auf ein prominentes Werk der konstruktivistischen Buddhismusforschung des 21. Jahrhunderts „The Making of Buddhist Modernism“ von David L. MacMahan. Im Kontrast zu der westlichen Form des modernen Buddhismus mit dem Fokus auf die Meditationsformen und das Buddha-Bild stehen die traditionellen Formen des Buddhismus in Asien mit der Vermittlung von Dogmen, Altarpflege, Gebeten und Zeremonien im Vordergrund. Auch für die Synthese der Chan-Schule und der Reines-Land-Schule im modernen China ist die buddhistische rituelle Praxis bedeutsam (Vom Bodhibaum zum modernen Buddhismus, 6-18).

Im darauffolgenden Abschnitt beschreibt Almut-Barbara Renger die buddhistische Praxis aus der Nähe. Dabei greift sie sowohl auf wissenschaftliche Referenzquellen als auch auf eigene Erlebnisse der teilnehmenden Beobachtung zu. Zu Recht verweist die Autorin darauf, dass „Subjektivität jedwede Forschung prägt“ (Buddhistische Praxis aus der Nähe, 19-27, 24).

Der Textabschnitt „Am Lotus-See – oder: Buddhismus, was ist das eigentlich?“ (28-61) enthält einige Informationen über die buddhistische Lehre, rituelle Praxis und Geschichte der buddhistischen Traditionen und versucht diese im globalen Wirkungsfeld des europäischen Kolonialismus zu verorten. Wichtig und richtig ist in diesem Kontext die Erwähnung der Schlüsselrolle der Theosophischen Gesellschaft für die Konstruktion des modernen Buddhismus (44-45). Mit Bezugnahme auf „The Invention of World Religions“ von Tomoko Masuzawa (2005) zeigt die Autorin, dass die Klassifizierung „des“ modernen Buddhismus als „Weltreligion“ neben Christentum, Islam, Hinduismus und Judentum Produkt der kolonialistischen Verflechtungen sei (45). Andererseits fließen in den Text die lebendigen Eindrücke der Erzählungen der Glaubensgeschichten und der Ritualpraxis, die die Autorin auf ihren Forschungsreisen bei den Gesprächen mit Buddhistinnen und Buddhisten gewonnen hatte, ein. Die Autorin versucht „den“ Buddhismus zu „fluidisieren“ und nimmt Bezug auf die Religionstheorie von Thomas Tweed („Crossing und Dwelling“, 2006). Die Frage danach, was der Buddhismus eigentlich sei, lässt sich nicht „mit einer erschöpfenden Definition beantworten.“ Man könne lediglich „sein andauerndes In-Erscheinung-Treten als veränderliches Ergebnis zahlreicher Faktoren, die miteinander in Wechselwirkung stehen“, betonen (61).

Der nächste Textabschnitt „Im Tea House – oder: Leben und Legende des Buddha“ (62-96) enthält nicht nur und nicht vorwiegend einige Informationen über die Buddha-Legende und das Leben des historischen Buddha, sondern Überlegungen der

Autorin zum Erzählen der Glaubensgeschichten als religiöse Praxis im traditionellen Buddhismus im Kontrast zum Reformbuddhismus von Anagarika Dharmapala (62-67), eine Skizze des Buddhismus in den USA (67-74) und weitere Informationen über einige Inhalte der buddhistischen Lehre (74-81). Die letzten 15 Seiten des Abschnitts sind den Lebensdaten des Buddha Gautama, der Entfaltung des Buddha-Lebens in der Überlieferung und der Diskussion um „den historischen Buddha“ gewidmet (81-96).

Die Autorin fasst ihre Sichtweise im kurzen Schlussabschnitt „Auf den Kontext kommt es an“ (97-100) zusammen: Vielfältige Narrative und Rituale machen unterschiedliche buddhistische Traditionen in ihren jeweiligen Kontexten der transkulturellen Flüsse von Akteuren, Ideen, Vorstellungen, Praktiken und Gegenständen der materiellen Kultur immer wieder neu aus.

Die eigentümliche narrative Struktur, die zwischen den persönlichen Erzählungen von Begegnungen und Gesprächen, eigenen theoretischen Überlegungen und dem Referieren der primären und sekundären Quellen sprunghaft wechselt, macht die Lektüre nicht leicht, dafür aber erlebnishaft spannend und bildungsreich. Es ist Almut-Barbara Renger gelungen, auf 100 Seiten sowohl die globale Geschichte der komplexen Narrativen und Praktiken des „Buddhismus“ zu skizzieren als auch Einblicke in die Einsichten und Theorien der modernen Religionswissenschaft zu vermitteln.

Vlad Serikov

Impressum

Autorinnen und Autoren

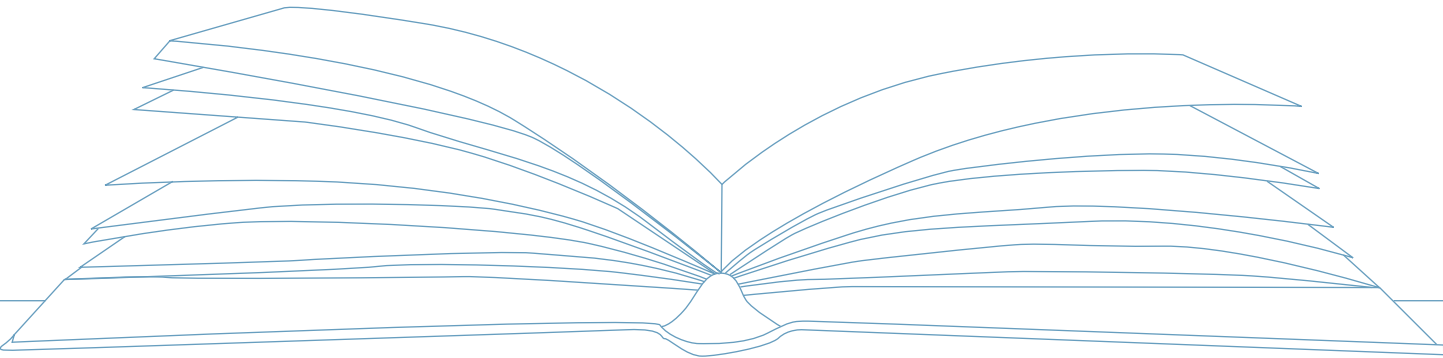
Beuth, Lena / Lindlar	Lindner, Sebastian / Frankfurt
Brüggenthies OSB, Sr. Raphaela / Rüdesheim	Löbbert, Dr. Heribert / Glashütten
Cameran, Matthias / Limburg	Löser SJ, Prof. Dr. Werner / Frankfurt
Franz, Dr. Thomas / Würzburg	Lomp, Daniel / Koblenz
Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden	Lorenz, Dr. Johannes / Frankfurt
Gerwing, Prof. Dr. Manfred / Eichstätt	Menges, Thomas / Limburg
Giercke-Ungermann, Dr. Annett / Aachen	Müller, Dr. Hans-Jürgen / Frankfurt
Hailer, Prof. Dr. Martin / Heidelberg	Müller-Fieberg, Dr. Rita / Bergisch Gladbach
Hauser, Prof. Dr. Linus / Emsdetten	Neuhaus, Prof. Dr. Gerd / Essen
Heidrich, Dr. Christian / Nußloch	Nieten, Dr. Ulrike-Rebekka / Berlin
Hochschild, Prof. Dr. Michael / Paris	Paprotny, Dr. Thorsten / Hannover
Holschbach, Hubertus / Bad Homburg	Ring, Jochen / Bonn
Holzbeck, Dr. Thomas / Wiesbaden	Schmiedl ISch, Prof. Dr. Joachim / Vallendar
Horntrich, Dr. Georg / Oberursel	Schmiz, Dr. Gustav / Eppstein-Bremtal
Kaldewey, Rüdiger / Saarbrücken	Schneider-Stengel, Dr. Detlef / Essen
Kalscheuer, Dr. Daniela / Frankfurt	Schüller, Dr. Alexander / Aachen
Kern, Dr. Bruno / Mainz	Serikov, Vladislav / Bad Homburg
Klinger, Dr. Bernhard / Passau	Sommer, Dr. Hartmut / Bad Honnef
Klug, Thorsten / Wiesbaden	Tüpper, Rita Anna / Sankt Augustin
Körllings, Heribert / Herzogenrath	Valentin, Prof. Dr. Joachim / Frankfurt
Kowalski, Prof. Dr. Beate / Dortmund	Vörckel, Dr. Karl / Grünberg
Krienke, Prof. Dr. Markus / Mailand	Wagner, Clemens Hermann / Freiburg
Lechtenböhrer, Silke / Limburg	Wuckelt, Prof. Dr. Agnes / Paderborn
Lenz, Dr. Karl Heinz / Köln	Zaborowski, Prof. Dr. Dr. Holger / Erfurt

EULENFISCH Literatur 1/2021

Herausgeber Prof. Dr. Hildegard Wustmans	Redaktionsanschrift Bischöfliches Ordinariat Limburg Dezernat Schule und Bildung Roßmarkt 12, 65549 Limburg Fon 06431-295-424, Fax 06431-295-237 E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de
Chefredakteur Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb	ISBN 978-3-944142-53-1
Redaktion Thomas Menges	ISSN 2199-7020
Korrektorat Alexandra Reißmann	Ausgabe 25 (1_2021) 14. Jahrgang Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF
Verlagsassistentz Yvonne Wecker	© Verlag des Bischöflichen Ordinariats, Limburg/Lahn 2021
Verlag Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg Roßmarkt 12, 65549 Limburg verlag@bistumlimburg.de	
Gestaltung Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de	



Zu lesen unter
literatur.eulenfisch.de



Bistum Limburg



ISBN 978-3-944142-53-1